Memoiren eines Arztes.

Roman

von

Alexander Dumas.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Eilfter Theil.

Augsburg, 1848.

v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Einhundertundfünftes Kapitel.

Die Seele und der Leib.

Jeder schaute den Kranken mit Erstaunen, den Arzt mit Bewunderung an. Einige von den Anwesenden sagten, daß Beide wahnsinnig seyen. Marat flüsterte diese Meinung Balsamo in's Ohr.

„Der arme Teufel ist durch den Schrecken verrückt worden," sagte er, „deßhalb leidet er nicht mehr."

„Ich glaube nicht," erwiederte Balsamo, „und weit entfernt, den Verstand verloren zu haben, würde er uns, dessen bin ich gewiß, auf meine Frage den Tag seines Todes bezeichnen, im Falle er sterben muß, und wofern er am Leben bliebe, die Zeitdauer seiner Genesung."

Marat war nahe daran, die allgemeine Ansicht zu theilen, nämlich zu glauben, daß auch Balsamo verrückt sey, wie der Kranke. Indessen verband der Wundarzt thätig die Arterien, aus denen das Blut reichlich sprudelte. Balsamo zog aus seiner Tasche ein Fläschchen, goß auf einen Pfropfen von Charpie einige Tropfen von dem Wasser, welches dieses Fläschchen enthielt, und bat den Oberwundarzt, diese Charpie auf die Arterien zu legen. Dieser gehorchte mit einer gewissen Neugier. Er war einer der berühmtesten Aerzte jener Zeit, ein in die Wissenschaft wahrhaft verliebter Mann, der keines

von ihren Geheimnissen verschmähte, und für den der Zufall nur der schlimmste Fall des Zweifels war. Er legte den kleinen Pfropfen auf die Arterie, welche zuckte, wallete, und das Blut nur mehr Tropfen für Tropfen durchsickern ließ. Nun konnte er die Arterie mit der größten Leichtigkeit verbinden. Alsogleich feierte Balsamo einen wahren Triumph, und Jeder fragte ihn, wo er studirt habe, und welcher Schule er angehöre.

„Ich bin ein deutscher Arzt aus der Göttinger-Schule," versetzte er, „und habe die Entdeckung gemacht, die Sie sehen. Ich wünsche jedoch, meine Herren und werthe Collegen, daß diese Entdeckung noch ein Geheimniß bleibe, denn ich hege große Furcht vor dem Scheiterhaufen, und das Parlament von Paris entschlösse sich vielleicht, wieder einmal abzuurtheilen, des Vergnügens halber, einen Zauberer zum Feuertode zu verdammen."

Der Oberwundarzt stand träumerisch da. Marat träumte und sann nach. Er ergriff jedoch zuerst wieder das Wort.

„Sie behaupteten eben erst," sagte er, „daß, wenn Sie diesen Mann hinsichtlich des Erfolges dieser Operation fragen wollten, er bestimmt antworten würde, obgleich dieser Erfolg noch in der Zukunft verborgen liege?"

„Ich behaupte es noch immer," erwiederte Balsamo.

„Wohlan, wir wollen sehen."

„Wie heißt der arme Teufel?"

„Er heißt Havard," antwortete Marat.

Balsamo wendete sich zum Kranken, dessen Mund noch die letzten Noten des klagenden Refrain trällerte.

„Nun, mein Freund,“ fragte er ihn, „was muthmaßen Sie von dem Zustande des armen Havard?“

„Was ich von seinem Zustande muthmaße?“ antwortete der Kranke; „warten Sie, ich muß von Bretagne, wo ich war, in das Hôtel-Dieu zurückkehren, wo er ist.“

„So ist's; gehen Sie hinein, schauen Sie ihn an, und sagen Sie mir die Wahrheit über ihn.“

„O! er ist krank, sehr krank: man hat ihm das Bein abgeschnitten.“

„Wirklich?“ sagte Balsamo.

„Ja.“

„Und ist die Operation gut gelungen?“

„Vortrefflich; aber . . .“

Das Gesicht des Kranken verdüsterte sich.

„Aber . . .“ erwiederte Balsamo.

„Aber,“ fuhr der Kranke fort, „er muß eine schreckliche Prüfung bestehen . . . das Fieber.“

„Und wann wird es kommen?“

„Heute Abend um sieben Uhr.“

Alle Anwesenden schauten sich an.

„Und dieses Fieber? . . .“ fragte Balsamo.

„O! es wird ihn sehr krank machen; er wird jedoch den ersten Anfall überdauern.“

„Wissen Sie es gewiß?“

„O! ja.“

„Wird er aber nach diesem ersten Anfalle gerettet seyn?“

„Ach! nein,“ antwortete der Verwundete seufzend.

„Das Fieber wird also wieder kommen?“

„O! ja, und schrecklicher, als jemals; der arme Havard!“ fuhr er fort, „der arme Havard! Er hat Frau und Kinder.“

Und seine Augen füllten sich mit Thränen.

„Seine Frau wird also Wittwe, seine Kinder werden also Waisen werden?“ fragte Balsamo.

„Warten Sie! warten Sie!“

Er faltete die Hände.

„Nein, nein,“ sagte er.

Ein erhabener Glaube verklärte sein Gesicht.

„Nein, seine Frau und seine Kinder haben so innig gebetet, daß sie Gnade für ihn bei Gott erwirkt haben.“

„Er wird sohin genesen?“

„Ja.“

„Sie hören, meine Herren,“ sagte Balsamo, „er wird genesen.“

„Fragen Sie ihn, in wie viel Tagen,“ sagte Marat.

„In wie viel Tagen?“

„Ja; Sie sagten, daß er selbst die Stadien und die Frist seiner Genesung angeben würde.“

„Ich bin es ganz zufrieden, ihn hierüber zu befragen.“

„So fragen Sie ihn.“

„Und wann glauben Sie, daß Havard genesen werde?“ fragte Balsamo.

„O! bis zur Genesung wird es lange währen; warten Sie; ein Monat, sechs Wochen, zwei Monate; er ist vor fünf Tagen da hereingekommen; er wird zwei Monate und vierzehn Tage nach seiner Aufnahme in das Spital es verlassen.“

„Wird er es geheilt verlassen?“

„Ja."

„Aber unfähig, zu arbeiten," bemerkte Marat, „folglich seine Frau und seine Kinder zu ernähren."

Havard faltete wieder die Hände.

„O! Gott ist gut, und Gott wird dafür Sorge tragen."

„Und auf welche Art wird Gott dafür Sorge tragen?" fragte Marat. „Da ich heute im Zuge bin, Erfahrungen zu machen, so möchte ich wohl auch dieß erfahren."

„Gott hat einen mildthätigen Mann an sein Lager gesendet, der Mitleiden mit ihm gefühlt, und ganz leise bei sich gesagt hat: „„Ich will, daß es dem armen Havard an nichts fehle.""

Alle Anwesenden schauten sich an. Balsamo lächelte.

„Wir wohnen wahrhaftig einem seltsamen Schauspiele bei," sagte der Oberwundarzt, indem er zu gleicher Zeit die Hand des Kranken faßte, an seiner Brust horchte, und seine Stirne betastete; „dieser Mann träumt."

„Glauben Sie?" fragte Balsamo.

Und indem er auf den Verwundeten einen Blick voll Auctorität und Energie warf, sagte er zu ihm:

„Erwachen Sie, Havard!"

Der junge Mann öffnete mit Anstrengung die Augen, und schaute mit großem Erstaunen alle Anwesenden an, die aus zuvor Drohenden für ihn sich in Harmlose verwandelt hatten.

„Nun denn," sagte er schmerzlich, „man hat mich also noch nicht operirt? Man wird mich also wieder leiden lassen?"

Balsamo ergriff rasch das Wort. Er fürchtete die

Gemüthsbewegung des Kranken. Es war nicht nöthig, daß er sich beeilte. Niemand wäre ihm zuvorgekommen; das Erstaunen der Anwesenden war zu groß.

„Mein Freund," sagte er zu ihm, „beruhigen Sie sich; der Herr Oberwundarzt hat an Ihrem Beine eine Operation vorgenommen, die allen Anforderungen Ihrer Lage genügt. Es scheint, mein armer Junge, daß Sie ein wenig geistesschwach sind; denn Sie sind bei dem ersten Angriffe in Ohnmacht gefallen."

„O! desto besser," erwiederte der Bretagner lustig, „ich habe nichts gefühlt; mein Schlaf ist sogar sanft und erquickend gewesen. Welches Glück, man wird mir das Bein nicht abschneiden!"

Doch in diesem Momente warf der Unglückliche seine Blicke auf sich selbst; er sah das Lager voll Blut, er sah sein verstümmeltes Bein. Er stieß einen Schrei aus, und wurde dießmal wirklich ohnmächtig.

„Fragen Sie ihn nun," sagte Balsamo gelassen zu Marat, „und Sie werden sehen, ob er antwortet."

Balsamo führte dann den Oberwundarzt in eine Ecke des Zimmers, und sagte zu ihm, während die Krankenwärter den unglücklichen jungen Mann in sein Bett zurück trugen: „Mein Herr, Sie haben gehört, was Ihr armer Kranker gesagt hat?"

„Ja, mein Herr, daß er genesen werde."

„Er sprach auch noch Anderes: er sagte, daß Gott sich seiner erbarmen, und ihm die Mittel senden würde, seine Frau und seine Kinder zu ernähren."

„Nun denn?"

„Nun denn, mein Herr, er hat hinsichtlich dieses

wie des andern Punktes die Wahrheit gesprochen; haben Sie lediglich die Güte, ein Mildthätigkeitsvermittler zwischen dem Kranken und Gott zu seyn; hier ist ein Diamant, der ungefähr zwanzigtausend Livres werth ist; Sie werden ihn verkaufen, und den Erlös daraus ihm zustellen; da jedoch die Seele, wie Ihr Zögling, Herr Marat, mir sehr richtig bemerkte, einen großen Einfluß auf den Leib hat, so sagen Sie ja zu Havard, sobald das Bewußtseyn zurückgekehrt seyn wird, daß seine und seiner Kinder Zukunft gesichert ist."

„Aber, mein Herr," versetzte der Wundarzt, zögernd, den ihm von Balsamo angebotenen Ring zu nehmen, „wenn er nicht genes't?"

„Er wird genesen!"

„Ich muß Ihnen denn doch eine Quittung geben."

„Mein Herr!"

„Nur unter dieser Bedingung werde ich ein Kleinod von solchem Werthe nehmen."

„Handeln Sie nach Ihrem Belieben, mein Herr."

„Ihr Name, wenn ich bitten darf?"

„Graf von Phönix."

Der Wundarzt ging in das anstoßende Zimmer, während Marat, vernichtet, verblüfft, aber noch mit dem Augenfälligen kämpfend, sich Balsamo näherte. Nach Verlauf von fünf Minuten kehrte der Wundarzt zurück, mit einem Papiere in der Hand, das er Balsamo einhändigte. Es war eine Quittung folgenden Inhaltes: „Ich habe vom Herrn Grafen von Phönix einen Diamanten erhalten, der nach seiner eigenen Erklärung zwanzigtausend Livres werth ist, um den Erlös aus demsel-

ben einem gewissen Havard am Tage seines Austrittes aus dem Hôtel-Dieu zu übergeben. Den 15. September 1771. „Guillotin, D. M."

Balsamo verbeugte sich vor dem Doctor, nahm die Quittung, und entfernte sich in Marat's Begleitung.

„Sie vergessen Ihren Kopf," sagte Balsamo, für den die Zerstreutheit des jungen chirurgischen Zöglings ein Triumph war.

„Ah! richtig!" erwiederte dieser.

Und er raffte seine leichenhafte Bürde auf. So wie sie einmal auf der Straße waren, gingen Beide sehr schnell, und ohne ein einziges Wort zu sprechen, ihres Weges; dann, in der Straße des Cordeliers angekommen, stiegen sie wieder miteinander die steile Treppe hinauf, die in die Mansarde führte. Vor der Loge der Pförtnerin, wenn anders das von ihr bewohnte Loch den Namen einer Loge verdient, war Marat, des Verschwindens seiner Uhr noch eingedenk, stehen geblieben, und hatte nach Frau Grivette gefragt. Ein mageres schwächliches und verkümmertes Kind von sieben bis acht Jahren, hatte ihm mit kreischender Stimme geantwortet: „Mama ist ausgegangen; sie hat gesagt, daß man, wenn der Herr heimkäme, ihm diesen Brief geben sollte."

„Nein, mein kleiner Freund," erwiederte Marat, „Du wirst ihr sagen, daß sie selbst ihn mir bringe."

„Gut, mein Herr."

Marat und Balsamo hatten ihren Weg fortgesetzt.

„Ah!" sagte Marat, indem er Balsamo einen Stuhl bot, und selbst auf einen Schemel sank, „ich sehe, daß der Meister schöne Geheimnisse besitzt."

„Dieß rührt davon her, daß ich vielleicht früher als ein Anderer das Vertrauen der Natur und Gottes gewonnen habe," antwortete Balsamo.

„O!" rief Marat aus, „wie sehr beweiset die Wissenschaft die Allmacht des Menschen, und wie stolz darf man sich fühlen, ein Mensch zu seyn."

„Das ist wahr, und — ein Arzt, sollten Sie beifügen."

„Daher bin ich stolz auf Sie, Meister," sagte Marat.

„Und doch," versetzte Balsamo lächelnd, „bin ich nur ein armer Arzt der Seelen."

„O! sprechen wir nicht davon, mein Herr; Sie haben ja das Blut des Verwundeten durch materielle Mittel aufgehalten."

„Ich glaubte, daß meine schönste Cur darin bestand, ihn der Leiden überhoben zu haben; freilich versicherten Sie mir, daß er verrückt sey."

„Gewiß war er es einen Augenblick."

„Was nennen Sie Verrücktheit? Ist es nicht eine Abstraction der Seele?"

„Oder des Geistes," äußerte Marat.

„Hierüber wollen wir nicht streiten; die Seele dient mir dazu, das Wort zu nennen, welches ich suche. So wie die Sache gefunden ist, liegt mir wenig daran, welchen Namen Sie ihr geben."

„Ah! hierin weichen wir in unserer Ansicht ab, mein Herr; Sie behaupten, die Sache gefunden zu haben, und nur noch das Wort zu suchen; ich behaupte, daß sie Alles zugleich suchen, das Wort und die Sache."

„Wir werden sogleich hierauf zurückkommen. Sie

sagten also, daß die Verrücktheit eine momentane Abstraction des Geistes sey?"

„Gewiß."

„Eine unwillkührliche, nicht wahr?"

„Ja . . . Ich sah einen Verrückten in Bicêtre, der in seine eisernen Gitterstangen biß, indem er schrie: „Koch, Deine Fasanen sind zart, aber sie sind schlecht zubereitet."

„Aber Sie geben denn doch zu, daß diese Verrücktheit wie eine Wolke am Geiste vorüberzieht, und daß der Geist, wenn die Wolke vorübergezogen ist, seine frühere Klarheit wieder erhält?"

„Dieß geschieht fast niemals."

„Sie haben doch gesehen, daß unser Amputirter nach seinem Verrücktheitschlafe vollkommen bei Verstand war."

„Ich habe es gesehen, aber ich habe nicht begriffen, was ich sah; dieß ist ein Ausnahmsfall, eine von jenen Seltsamkeiten, welche die Hebräer Wunder nannten."

„Nein, mein Herr," sagte Balsamo, „dieß ist lediglich die Abstraction der Seele, die doppelte Abgesondertheit der Materie und des Geistes; der Materie, einer unthätigen Sache, des Staubes, der zum Staube zurückkehren wird; der Seele, des göttlichen Funkens, der einen Augenblick in diese schwerfällige Laterne eingeschlossen ist, die man den Leib nennt, und, dem Himmel entstammt, nach dem Tode des Leibes zum Himmel zurückkehren wird."

„Sie haben also momentan die Seele vom Leibe geschieden?"

„Ja, mein Herr, ich habe ihr geboten, den elenden

Ort zu verlassen, an dem sie sich befand; ich habe sie aus der Leidensstätte gezogen, worin der Schmerz sie zurückhielt, damit sie in die freien und reinen Regionen emporschweben konnte. Was ist dann dem Wundarzte geblieben? Was Ihrem Scalpirmesser blieb, als Sie der todten Frauensperson diesen Kopf abschnitten, den Sie hier haben, . . . nur unthätiges Fleisch, Materie, Thon."

„Und in wessen Namen haben Sie so über diese Seele verfügt?"

„Im Namen desjenigen, der alle Seelen mit einem Hauche erschuf: Seelen der Welten, Seelen der Menschen . . . im Namen Gottes."

„Sie läugnen also den freien Willen?"

„Ich?" antwortete Balsamo; „im Gegentheile, was thue ich denn in diesem Momente? Ich zeige Ihnen auf der einen Seite den freien Willen, auf der andern die Abstraction. Ich stelle Ihnen einen allen Leiden überlassenen Sterbenden zur Schau; dieser Mann hat eine stoische Seele, er geht der Operation entgegen, er verlangt sie, erträgt sie, aber leidet. So viel, was den freien Willen betrifft.

„Wenn ich aber zu diesem Sterbenden komme, ich, der von Gott Gesendete, ich, der Prophet, ich, der Apostel, und wenn ich, dieses Mannes, meines Nebenmenschen, mich erbarmend, durch die vom Herrn mir verliehene Macht, die Seele aus seinem Leibe nehme, welcher leidet, so wird dieser blinde, unthätige, unfühlende Leib für die Seele ein Schauspiel, das sie gottselig und mitleidig von der Höhe ihrer lichten Sphäre

herab betrachtet. Haben Sie Havard nicht gehört? Havard sagte, als er von sich selbst sprach: „„Der arme Havard!““ Er sagte nicht mehr: „„ich.““ Dieß geschah, weil in der That mit diesem Leibe die Seele nichts mehr zu schaffen hatte, die auf halbem Wege zum Himmel war.“

„Aber auf diese Weise ist der Mensch nichts mehr,“ sagte Marat, „und ich kann zu den Tyrannen nicht mehr sagen: „„Ihr habet Gewalt über meinen Leib, allein Ihr vermöget nichts über meine Seele!““

„Ah! Sie gehen da von der Wahrheit zum Trugschluße über; mein Herr, ich sagte es Ihnen bereits; es ist Ihr Fehler. Gott leihet die Seele dem Leibe, es ist wahr; doch es ist nicht minder wahr, daß, so lange die Seele diesen Leib besitzt, Verbindung zwischen ihnen besteht, wechselseitige Einwirkung, Ueberlegenheit der Materie über die Idee, oder der Idee über die Materie, je nachdem Gott in Gemäßheit uns unbekannter Absichten gestattet hat, daß der Leib — König, oder die Seele — Königin sey; aber es ist nicht minder wahr, daß der Hauch, welcher den Bettler beseelt, eben so rein ist, wie jener, der das Leben eines sterbenden Königs schließt.

„Dieß ist das Dogma, welches Sie als Apostel der Gleichheit predigen sollen. Beweisen Sie die Gleichheit der beiden geistigen Wesen, da Sie diese Gleichheit vermittelst alles dessen feststellen können, was es Heiliges auf der Welt giebt, durch die heiligen Bücher und die Ueberlieferungen, durch die Wissenschaft und den Glauben. Was liegt Ihnen an der Gleichheit der beiden Materien? Mit der Gleichheit der beiden Materien

wandeln Sie nur vor den Menschen, mit der Gleichheit der Seelen schweben Sie vor Gott.

„Eben erst hat jener arme Verwundete, jener unwissende Sohn des Volkes, von seinem Uebel sprechend, Ihnen Dinge gesagt, die unter den Aerzten Niemand zu sagen gewagt hätte. Warum? Weil seine Seele, momentan von den Banden des Leibes befreit, über der Erde schwebte, und von oben herab ein Geheimniß erblickte, das unsere Undurchsichtigkeit uns entzieht.“

Marat drehte seinen Todtenkopf auf dem Tische hin und her, eine Antwort suchend, die er nicht fand.

„Ja,“ murmelte er endlich, „es liegt hierin etwas Uebernatürliches.“

„Im Gegentheile, etwas Natürliches, mein Herr; nennen Sie doch nicht mehr Alles übernatürlich, was aus den Verrichtungen und aus der Bestimmung der Seele entspringt. Natürlich sind diese Verrichtungen; bekannt . . . das ist etwas Anderes.“

„Uns unbekannt, Meister, mögen diese Verrichtungen für Sie keine Geheimnisse seyn. Das Pferd, den Peruanern unbekannt, war den Spaniern wohl bekannt, die es gezähmt hatten.“

„Es wäre hochmüthig von mir, zu sagen: ich weiß. Ich bin demüthiger, mein Herr; ich sage: Ich glaube.“

„Wohlan, was glauben Sie?“

„Ich glaube, daß das Gesetz der Welt, das erste, das mächtigste von Allen, jenes des Fortschrittes ist. Ich glaube, daß Gott Alles nur zum Zwecke der Wohlfahrt oder der Moralität erschaffen hat. Nur ist, wie das Leben dieser Welt unberechnet und unberechenbar

ist, der Fortschritt langsam. Unser Planet zählte, inhaltlich der heiligen Schrift, sechzig Jahrhunderte, als die Buchdruckerkunst wie ein gewaltiger Leuchtthurm auftauchte, die Vergangenheit abspiegelnd, die Zukunft erleuchtend; mit der Buchdruckerkunst giebt es keine Dunkelheit, kein Vergessen mehr; die Buchdruckerkunst ist das Gedächtniß der Welt. Wohlan, Guttenberg hat die Buchdruckerkunst erfunden, und ich habe das Vertrauen wieder gefunden."

„Ah!" sagte Marat ironisch, „Sie werden es vielleicht noch dahin bringen, in den Herzen zu lesen?"

„Warum nicht?"

„Sie werden also bewirken, daß in die Brust des Menschen jenes kleine Fenster eingefügt wird, welches die Alten so sehr daran zu sehen wünschten?"

„Es bedarf dessen nicht, mein Herr; ich werde die Seele von dem Leibe scheiden, und die Seele, die reine, unbefleckte Tochter Gottes, wird mir alle schimpflichen Handlungen dieser sterblichen Hülle sagen, die sie zu beleben verurtheilt ist."

„Sie werden materielle Geheimnisse entdecken?"

„Warum nicht?"

„Sie werden mir, zum Beispiele, sagen, wer meine Uhr gestohlen hat?"

„Sie erniedrigen die Wissenschaft auf eine traurige Stufe, mein Herr. Doch gleichviel! die Größe Gottes wird eben sowohl durch das Sandkorn, wie durch den Berg, durch die Milbe, wie durch den Elephanten bewiesen. Ja, ich werde Ihnen sagen, wer die Uhr gestohlen hat."

In diesem Momente klopfte man schüchtern an die Thüre. Marat's Wirthschafterin war's, die nach Hause kam, und, dem vom jungen Wundarzte gegebenen Befehle gemäß, den Brief brachte.

Einhundertundsechstes Kapitel.

Marat's Pförtnerin.

Die Thüre ging auf, und Frau Grivette trat ein. Diese Frau, zu deren Skizzirung wir uns noch keine Zeit nahmen, weil ihre Gestalt zu denjenigen gehörte, *die* der Maler in die letzte Abstufung verweiset, so lange er ihrer nicht bedarf, tritt nun in dem beweglichen Gemälde dieser Geschichte vor, und verlangt ihren Platz in dem unermeßlichen Panorama einzunehmen, das wir vor den Augen unserer Leser zu entrollen begannen, ein Panorama, in welches wir, gliche unser Genie unserm *Willen*, Alle einrahmen würden, vom Bettler bis zum Könige, von Caliban bis zu Ariel, von Ariel bis zu Gott. Wir wollen es sohin versuchen, Frau Grivette zu zeichnen, die aus ihrem Schatten hervortritt, und sich uns nähert. — Sie war ein langes und dürres Geschöpf von zweiunddreißig bis dreiunddreißig Jahren, von gelber Farbe, mit blauen, schwarzgeränderten Augen, ein schreckliches Vorbild des Verfalles, den in der Stadt, unter den Verhältnissen des Elendes, unaufhörlicher Asphyxie, und physischer und moralischer Erniedrigung, jene Geschöpfe erdulden, die Gott schön ge-

schaffen hat, und welche in ihrer völligen Entwickelung schön geworden wären, wie es in diesem Falle alle Geschöpfe der Luft, des Himmels und der Erde sind, wenn der Mensch ihr Leben nicht zu einer langen Qual gemacht, das heißt, wenn er ihren Fuß nicht durch die Fessel, und ihren Magen durch Hunger, oder mit einer fast eben so fatalen Nahrung, als es die Abwesenheit aller und jeder Nahrung seyn könnte, geschwächt hat. So wäre Marat's Pförtnerin eine schöne Frau gewesen, wenn sie nicht seit ihrem fünfzehnten Jahre ein luft- und lichtloses Nest bewohnt, wenn das Feuer ihrer natürlichen Neigungen, durch Ofenwärme oder eine eisige Kälte genährt, unaufhörlich mit Maß gebrannt hätte. Sie hatte lange und dürre Hände, die der Faden der Nähterin mit kleinen Einschnitten gefurcht, das Seifenwasser des Waschhauses geschrundet und schwammig gemacht, die Gluth der Küche geröstet und gelohet hatte; dessen ungeachtet aber Hände, wie man aus der Form ersah, nämlich aus der unvertilgbaren Spur des göttlichen Muskels, die man königliche Hände genannt hätte, wenn sie vom Scepter, anstatt vom Besen, Wasserblätterchen würden bekommen haben. So wahr ist es, daß dieser arme menschliche Leib nur das Aushängschild unseres Berufsgeschäftes ist. In dieser Frau wachte der Geist, welcher, dem Körper überlegen, deßhalb besser widerstanden hatte, wie eine Lampe; er erhellte, so zu sagen, den Körper durch einen durchsichtigen Wiederschein, und man sah bisweilen zu verdummten und glanzlosen Augen, einen Strahl der Intelligenz emporblitzen, der Schönheit, der Jugend, der Liebe, kurz,

alles dessen, was es Auserlesenes in der menschlichen Natur giebt. Balsamo schaute diese Frau lange an, oder vielmehr diese sonderbare Natur, die übrigens, bei dem ersten Anblicke, einem beobachtenden Auge aufgefallen war. Die Pförtnerin trat also, mit dem Briefe in der Hand, ein, und sagte mit einer süßlichen Stimme, mit der Stimme eines alten Weibes, . . . denn die zum Elende verurtheilten Frauenspersonen sind mit dreißig Jahren alt: „Herr Marat, hier ist der Brief, den Sie verlangt haben."

„Nicht den Brief wünschte ich zu erhalten, sondern Sie wollte ich sehen," erwiederte Marat.

„Nun denn, Ihre Dienerin, Herr Marat, da bin ich." Frau Grivette verneigte sich. „Was wünschen Sie?"

„Ich wünsche Nachricht von meiner Uhr zu erfahren," sagte Marat; „Sie vermuthen es wohl."

„Ach! wahrhaftig, ich kann nicht sagen, wohin sie gekommen ist. Ich sah sie gestern den ganzen Tag an an ihrem Nagel am Kamine hangen."

„Sie irren sich; sie stak den ganzen Tag in meinem Beinkleidtäschchen; erst um sechs Uhr Abends, da ich ausging, da ich mitten unter eine große Menschenmenge mich begab, und fürchtete, daß man sie mir stehlen möchte, legte ich sie unter den Leuchter."

„Wenn Sie sie unter den Leuchter legten, so muß sie noch dort seyn."

Und die Pförtnerin hob mit einer verstellten Treuherzigkeit, die sie für keine so gewaltige Verrätherin hielt, von den beiden Leuchtern, die den Kamin zierten,

gerade denjenigen auf, unter welchem Marat seine Uhr versteckt hatte.

„Ja, der Leuchter ist wohl da," äußerte der junge Mann, „aber die Uhr?"

„Nein, wahrhaftig, sie ist nicht mehr da."

„Haben Sie sie nicht da hingelegt, Herr Marat?"

„Aber wenn ich Ihnen sage..."

„Suchen Sie gut."

„O! ich habe gut gesucht," sagte Marat mit einem zornigen Blicke.

„So werden Sie dieselbe verloren haben."

„Ich sage Ihnen ja, daß ich selbst sie gestern unter diesen Leuchter gelegt habe."

„Dann wird Jemand hier hereingekommen seyn," erwiederte Frau Grivette; „Sie empfangen so viele Leute, so viele Unbekannte!"

„Ausflucht! Ausflucht!" rief Marat aus, immer mehr in Zorn gerathend; „Sie wissen wohl, daß seit gestern Niemand hereingekommen ist. Nein, nein, meine Uhr hat den Weg genommen, welchen der silberne Knopf meines letzten Stockes genommen hat, den der kleine silberne Löffel nahm, den Sie kennen, den mein Messer mit sechs Klingen nahm! Man bestiehlt mich, Frau Grivette, man bestiehlt mich. Ich habe viel ertragen, aber dieß werde ich nicht ertragen; nehmen Sie sich in Acht!"

„Aber, mein Herr," versetzte Frau Grivette, „beschuldigen Sie etwa mich?"

„Sie sollen meine Effekten überwachen."

„Ich habe nicht allein den Schlüssel."

„Sie sind die Pförtnerin.“

„Sie geben mir einen Thaler monatlich, und möchten bedient werden wie von sechs Domestiken.“

„Es liegt mir wenig daran, schlecht bedient, aber es liegt mir viel daran, nicht bestohlen zu werden.“

„Mein Herr, ich bin eine ehrliche Frau!“

„Eine ehrliche Frau, die ich dem Polizeicommissär übergeben werde, wenn innerhalb einer Stunde meine Uhr nicht wieder gefunden ist.“

„Dem Polizeicommissäre?“

„Ja.“

„Dem Polizeicommissäre eine ehrliche Frau, wie ich bin?“

„Eine ehrliche Frau, eine ehrliche Frau?“

„Ja, und über welche man nichts sagen kann, verstehen Sie?“

„Genug nun, Frau Grivette.“

„Ach! ich vermuthete bereits, als Sie fortgingen, daß Sie einen Verdacht gegen mich hegen.“

„Ich hege seit dem Verschwinden meines Stockknopfes einen Verdacht gegen Sie.“

„Wohlan, ich werde Ihnen nun auch etwas sagen, Herr Marat.“

„Was?“

„Daß ich während Ihrer Abwesenheit mich Raths erholt habe.“

„Bei wem?“

„Bei meinen Nachbaren.“

„Weßhalb?“

„Wegen der Ursache Ihres Verdachtes.“

„Ich hatte Ihnen noch nichts davon gesagt.“

„Ich sah es wohl.“

„Und die Nachbaren? Ich bin neugierig, zu erfahren, was Ihnen die Nachbaren gesagt haben.“

„Sie sagten, daß, wenn Sie Verdacht gegen mich hegten, und auf den unglücklichen Einfall geriethen, Ihren Verdacht Jemanden mitzutheilen, Sie die Sache bis zum Ende durchführen müßten.“

„Nun denn?“

„Das heißt, Sie müßten beweisen, daß die Uhr genommen wurde.“

„Sie wurde genommen, weil sie dort lag, und jetzt nicht mehr dort ist.“

„Ja, aber von mir genommen, von mir genommen, verstehen Sie. Ah! vor Gericht muß man Beweise beibringen; man wird Ihnen nicht auf's Wort glauben, Herr Marat; Sie sind mehr nicht, als wir, Herr Marat.“

Balsamo war, wie immer, ein ruhiger Zuschauer dieser Scene. Er sah, daß Marat, obgleich er seine Ueberzeugung nicht geändert hatte, kleinlauter sprach.

„So zwar,“ fuhr die Pförtnerin fort, „daß, wenn Sie nicht meiner Rechtschaffenheit Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn Sie mir keine Ehrenerklärung machen, ich den Polizeicommissär holen werde, wie es unser Hausherr erst vorhin mir gerathen hat.“

Marat biß sich auf die Lippen. Er wußte, daß hier eine wirkliche Gefahr drohe. Der Hausherr war ein alter, reicher, von den Geschäften zurückgezogener Kaufmann. Er bewohnte das Quartier im dritten

Stockwerke, und die Lästerchronik des Stadtviertels behauptete, daß er etwa zehn Jahre früher die Pförtnerin sehr begünstigte, die ehemals Küchenmagd bei seiner Frau war. Nun aber wollte Marat, der häufig geheimnißvolle Besuche erhielt; Marat, ein junger Mann in nicht sehr günstigen Umständen, Marat, der nach Verborgenheit strebte, Marat, den Polizeileuten ein wenig verdächtig, in keinen Handel mit dem Polizeicommissäre verwickelt werden, in einen Handel, der in die Gewalt des Herrn von Sartines ihn gebracht hätte, welcher ein großes Vergnügen daran fand, die Papiere junger Leute, wie Marat, zu lesen, und die Verfasser dieser schönen Schriften in jene Betrachtungshäuser zu schicken, die man Vincennes, die Bastille, Charenton und Bicêtre nennt. Marat stimmte also den Ton herab; allein je tiefer er ihn herabstimmte, desto höher stimmte die Pförtnerin den ihrigen hinauf. Daraus erfolgte, daß diese nervöse und hysterische Frau wie eine Flamme aufloderte, die so eben einen Luftzug gefunden hat. Drohungen, Flüche, Schreie, Thränen ... sie wendete Alles an; es war ein Sturm. Balsamo hielt es nun an der Zeit, sich einzumischen; er that einen Schritt gegen diese Frau, die drohend mitten im Zimmer stand; er schaute sie mit einem unheimlichen Glanze an, setzte ihr zwei Finger auf die Brust, und sprach, nicht mit den Lippen, aber mit seinen Augen, mit seinem Gedanken, mit seinem ganzen Willen, ein Wort aus, welches Marat nicht hören konnte. Alsogleich verstummte Frau Grivette, taumelte, verlor das Gleichgewicht, ging rückwärts, die Augen furchtbar aufsperrend, und sank auf das Bett,

ohne ein einziges Wort zu reden. Bald schlossen sich ihre Augen und öffneten sich, aber ohne daß man dießmal den Augenstern sah; ihre Zunge bewegte sich krampfhaft; der Rumpf rührte sich nicht, und dennoch zitterten ihre Finger wie vom Fieber geschüttelt.

„O! O!“ sagte Marat, „wie der Verwundete im Spitale!“

„Ja.“

„Sie schläft also?“

„Stille!“ erwiederte Balsamo.

Dann wendete er sich zu Marat, und sagte: „Mein Herr, nun ist der Moment da, welcher Ihrer ganzen Ungläubigkeit ein Ende machen wird; heben Sie diesen Brief auf, den Ihnen diese Frau brachte, und den sie fallend entgleiten ließ.“

Marat gehorchte.

„Nun denn?“ fragte er.

„Warten Sie.“

Und Balsamo nahm den Brief aus Marat's Händen, und fragte die Schlafwandlerin: „Wissen Sie, von wem dieser Brief kommt?“

„Nein, mein Herr,“ antwortete sie.

Balsamo näherte dieser Frau den ganz verschlossenen Brief.

„Lesen Sie ihn für Herrn Marat, der zu wissen wünscht, was er enthält.“

„Sie kann nicht lesen,“ bemerkte Marat.

„Ja, aber Sie können lesen?“

„Allerdings.“

„Wohlan, lesen Sie ihn, und auch sie wird in dem

Maße ihn lesen, als die Worte in Ihren Geist sich einprägen werden."

Marat begann, den Brief zu erbrechen, und ihn zu lesen, während Frau Grivette stehend, und unter Balsamo's allmächtigen Willen bebend, die folgenden Worte in dem Maße wiederholte, als Marat selbst sie las:

„Mein lieber Hippocrates!"

„Apelles hat so eben sein erstes Porträt gemacht, er hat es für fünfzig Francs verkauft; man verzehrt heute diese fünfzig Francs im Trinkstübchen in der Straße Saint-Jacques. Bist Du dabei? Es versteht sich, daß man einen Theil davon vertrinkt."

„Dein Freund, L. David."

So lautete wörtlich, was geschrieben war. Marat ließ das Papier fallen.

„Wohlan," sagte Balsamo, „Sie sehen, daß Frau Grivette auch eine Seele hat, und daß diese Seele wacht, wenn jene schläft."

„Und eine seltsame Seele," äußerte Marat, „eine Seele, welche lesen kann, während der Leib es nicht kann."

„Weil die Seele Alles kann, weil die Seele durch Ueberlegung wieder hervorbringen kann. Versuchen Sie es, sie diesen Brief lesen zu lassen, wenn sie erwacht seyn, das heißt wenn der Leib die Seele mit seinem Schatten umhüllt haben wird, und Sie werden sehen."

Marat erwiederte kein Wort; seine ganze materialistische Philosophie empörte sich in ihm, fand aber keine Antwort.

„Nun wollen wir zu dem übergehen," fuhr Balsamo fort, „was Sie am meisten interessirt, nämlich zu dem Aufschlusse, was aus Ihrer Uhr geworden ist.

„Frau Grivette," fragte Balsamo, „wer hat die Uhr des Herrn Marat genommen?"

Die Schlafwandlerin machte eine Geberde heftigen Läugnens.

„Ich weiß es nicht," sagte sie.

„Sie wissen es sehr wohl," drang Balsamo in sie, „und Sie werden es sagen." Dann mit einem noch stärkeren Willen: „Wer hat die Uhr des Herr Marat genommen? Sprechen Sie!"

„Frau Grivette hat die Uhr des Herrn Marat nicht gestohlen. Warum glaubt Herr Marat, daß sie die Uhr gestohlen habe?"

„Wenn sie die Uhr nicht gestohlen hat, so sagen Sie, wer sonst?"

„Ich weiß es nicht."

„Sie sehen," bemerkte Marat, „daß das Gewissen eine undurchdringliche Zufluchtstätte ist."

„Nun denn, da Sie nur mehr diesen letzten Zweifel hegen, mein Herr," sagte Balsamo, „so sollen Sie also überzeugt werden."

Dann, zur Pförtnerin sich wendend: „Sprechen Sie, wer? Ich will's!"

„Nun, nun," sagte Marat, „fordern Sie das Unmögliche nicht."

„Sie haben gehört," fuhr Balsamo fort, „ich sagte, daß ich es wolle."

Nun begann die unglückliche Frau bei dem Aus-

drucke dieses gebieterischen Willens wie eine Wahnsinnige die Hände und Arme zu drehen; ein Beben, gleich jenem der Epilepsie fing an, ihren ganzen Leib zu durchrieseln; ihr Mund nahm ein häßliches Gepräge von Schrecken und Schwäche an; sie lehnte sich zurück, streckte sich wie in einer schmerzlichen Convulsion, und sank auf das Bett.

„Nein, nein," erwiederte sie, „lieber will ich sterben."

„Wohlan," rief Balsamo mit solchem Zorne aus, daß seine Augen Flammen sprühten, „Du wirst nöthigen Falles sterben, aber Du wirst sprechen. Dein Schweigen und Deine Halsstarrigkeit wären genügende Anzeichen für uns, aber für einen Ungläubigen bedarf es eines unwiderleglichen Beweises. Sprechen Sie, ich will es, wer hat die Uhr genommen?"

Die Nervenaufregung hatte ihren höchsten Grad erreicht; die Schlafwandlerin sträubte sich mit ihrer ganzen Kraft und Macht gegen Balsamo's Willen; unarticulirte Schreie gellten aus ihrem Munde, ein röthlicher Schaum kräuselte auf ihren Lippen.

„Sie wird die Epilepsie bekommen," sagte Marat.

„Fürchten Sie nichts, das ist der Dämon der Lüge, der in ihr ist, und nicht aus ihr heraus will."

Dann wendete er sich gegen sie, und ließ ihr so viel Fluidum in's Gesicht strömen, als seine Hand nur immer fassen konnte.

„Sprechen Sie," gebot er, „wer hat die Uhr genommen?"

„Frau Grivette," antwortete die Schlafwandlerin mit einer kaum verständlichen Stimme.

„Und wann hat sie sie genommen?“

„Gestern Abends.“

„Wo war sie?“

„Unter dem Leuchter.“

„Und was hat sie damit gethan?“

„Sie hat sie in die Straße Saint-Jacques getragen?“

„Und wohin in der Straße Saint-Jacques?“

„In Nro. 29.“

„In welches Stockwerk?“

„In das fünfte.“

„Zu wem?“

„Zu einem Schustergesellen.“

„Wie heißt er?“

„Simon.“

„Wer ist dieser Mensch?“

Die Schlafwandlerin schwieg.

„Wer ist dieser Mensch?“ wiederholte Balsamo.

Die Schlafwandlerin schwieg.

„Wer ist dieser Mensch?“ fragte Balsamo wieder.

Gleiches Schweigen. Balsamo streckte gegen sie seine mit Fluidum durchströmte Hand aus, und die Unglückliche, von diesem schrecklichen Angriffe vernichtet, hatte nur die Kraft, zu murmeln: „Ihr Liebhaber.“

Marat stieß einen Schrei des Erstaunens aus.

„Stille,“ sagte Balsamo, „lassen Sie das Gewissen sprechen.“

Dann fuhr er fort, sich an die ganz zitternde, und ganz in Schweiß gebadete Frau zu wenden.

„Und wer hat diesen Diebstahl der Frau Grivette gerathen?“ fragte er.

„Niemand. Sie hat den Leuchter zufällig aufgehoben, die Uhr gesehen, und dann der Teufel sie in Versuchung geführt."

„Geschah's aus Noth?"

„Nein, denn sie hat die Uhr nicht verkauft."

„Sie hat sie verschenkt?"

„Ja."

„Dem Simon?"

Die Schlafwandlerin machte eine Anstrengung.

„Dem Simeon."

Dann bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen, und vergoß einen Strom von Thränen. Balsamo warf einen Blick auf Marat, der, mit klaffendem Munde, durchwühlten Haaren, erweiterten Augenliedern, dieses furchtbare Schauspiel betrachtete.

„Wohlan, mein Herr," sagte er, „endlich sehen Sie den Kampf der Seele mit dem Leibe. Sehen Sie das Gewissen, bewältiget wie in einer Redoute, die sie für unbezwingbar hielt? Sehen Sie endlich, daß Gott auf dieser Welt nichts vergessen hat, und daß Alles in Allem ist? Läugnen Sie also das Gewissen nicht mehr, läugnen Sie also die Seele nicht mehr; läugnen Sie also das Unbekannte nicht mehr, junger Mann! vorzüglich läugnen Sie den Glauben nicht mehr, welcher die höchste Macht ist, und da sie Ehrgeiz besitzen, so studiren Sie, Herr Marat; sprechen Sie wenig, denken Sie viel, und beurtheilen Sie fortan nicht mehr leichtsinnig Ihre Oberen. Leben Sie wohl; meine Worte haben Ihnen ein sehr weites Feld geöffnet; durchwühlen Sie dieses Feld, das Schätze verschließt. Leben Sie wohl. Glücklich, sehr

glücklich, wenn Sie den Dämon der Ungläubigkeit besiegen können, der in Ihnen steckt, wie ich jenen der Lügen besiegte, der in dieser Frau hauset."

Und er entfernte sich nach diesen Worten, welche in die Wangen des jungen Mannes die Schamröthe trieben. Marat dachte nicht einmal daran, Abschied von ihm zu nehmen. Doch nach der ersten Bestürzung bemerkte er, daß Frau Grivette noch immer schlief. Dieser Schlaf dünkte ihm furchtbar. Marat hätte lieber eine Leiche auf seinem Bette gesehen, sollte auch Herr von Sartines diesen Todesfall auf seine Weise deuten. Er schaute diese Abgespanntheit an, diese verdrehten Augen, diese Zuckungen, und fürchtete sich. Seine Furcht nahm noch zu, als die lebendige Leiche sich erhob, zu ihm trat, seine Hand faßte, und zu ihm sagte: „Kommen Sie mit mir, Herr Marat."

„Wohin?"

„In die Straße Saint-Jacques."

„Warum?"

„Kommen Sie, kommen Sie; er gebietet mir, Sie hinzuführen."

Marat, der auf einen Stuhl hingesunken war, erhob sich.

Dann öffnete Frau Grivette, immer noch schlafend, die Thüre, und schwebte die Treppe hinab, wie es ein Vogel oder eine Katze gethan hätte, das heißt: kaum die Stufen berührend.

Marat folgte ihr, fürchtend, sie möchte fallen, und im Sturze sich den Kopf zerschellen. Am Fuße der Treppe angekommen, trat sie über die Schwelle der

Thüre, schritt über die Straße, immer von dem jungen Manne gefolgt, den sie so bis in das Haus, in den bezeichneten Speicher führte. Sie klopfte an die Thüre; Marat fühlte sein Herz so heftig pochen, daß ihm dünkte, man müßte es hören. Ein Mann war im Speicher; er öffnete; in diesem Manne erkannte Marat einen Arbeiter von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren, den er bisweilen in der Loge seiner Pförtnerin gesehen hatte. Als er die Frau Grivette von Marat gefolgt sah, fuhr er zurück. Aber die Schlafwandlerin ging gerade zum Bette, fuhr mit ihrer Hand unter das dünne Kopfkissen, und zog die Uhr hervor, die sie Marat einhändigte, während der Schuhmacher Simon, vor Schrecken blaß, kein Wort zu sprechen wagte, und mit bestürztem Blicke selbst den mindesten Geberden dieser Frau folgte, die er für wahnsinnig hielt. Kaum hatte sie Marat's Hand berührt, indem sie ihm die Uhr zurückgab, als sie einen tiefen Seufzer ausstieß, und murmelte: „Er weckt mich auf, er weckt mich auf!"

In der That spannten sich alle ihre Nerven ab, wie ein von der Zugwinde verlassenes Tau; ihre Augen beseelte wieder der Lebensfunke, und sie fiel, als sie sich Marat gegenüber erblickte, die Hand in seiner Hand, und noch diese Uhr haltend, nämlich den unverwerflichen Beweis des Verbrechens, ohnmächtig auf den Boden des Speichers hin.

„Sollte das Gewissen wirklich existiren?" sagte Marat bei sich, als er das Zimmer verließ, mit dem Zweifel im Herzen und mit träumerischen Augen.

Einhundertundsiebentes Kapitel.

Der Mann und seine Werke.

Während Marat so gut angewendete Stunden verlebte, und über das Gewissen und das doppelte Leben philosophirte, beschäftigte sich ein anderer Philosoph, in der Straße Plâtrière, ebenfalls, und zwar damit, den Abend des vorigen Tages Stück für Stück wieder aufzubauen, und sich zu erforschen, um zu erfahren, ob er ein großer Schuldiger sey, oder nicht. Die Arme leicht auf den Tisch gestützt, den Kopf schwerfällig auf die linke Schulter neigend, sann Rousseau nach. Vor ihm lagen weit aufgeschlagen seine politischen und philosophischen Werke, Emil und der bürgerliche Vertrag. Von Zeit zu Zeit, wenn der Gedanke es verlangte, bückte er sich, um diese Bücher zu durchblättern, die er auswendig wußte.

„Ah! guter Gott," sagte er, eine Stelle Emil's über die Freiheit des Gewissens lesend, „das sind aufrührische Phrasen. Welche Philosophie, gerechter Himmel! Ist jemals ein Aufwiegler, gleich mir, in der Welt erschienen?"

„Wie!" fügte er bei, die Hände über seinen Kopf erhebend, „ich habe solche starke Ausfälle gegen den Thron, den Altar und die Staatsgesellschaft geschrieben!..."

Ich erstaune nicht mehr, wenn einige düstere, in sich selbst verschlossene Leidenschaften, meine Trugschlüsse zu ihrem Vortheile benützt, und sich auf Pfade verirrt haben, die ich ihnen mit rhetorischen Blumen bestreute. Ich war der Störefried der Staatsgesellschaft . . . Er

erhob sich sehr aufgeregt, und machte drei Schritte in seinem kleinen Zimmer. „Ich habe Machthaber gelästert,“ sagte er, „welche Tyrannei gegen Schriftsteller üben. Thor, Barbar, der ich war; diese Leute hatten hundertmal Recht. Was bin ich anderes, als ein gefährlicher Mensch für einen Staat? Mein Wort, ausgesprochen, um die Massen aufzuklären, ... wenigstens nahm ich dieß zu meinem Vorwand, ... mein Wort, sag' ich, ist eine Fackel, die das ganze Weltall in Brand stecken wird. Ich habe Aeußerungen über die Ungleichheit der Stände, Projekte zu einer allgemeinen Brüderschaft, Erziehungspläne ausgestreuet, und ich ernte nun so grimmigen Hochmuth, daß er die Richtung der Staatsgesellschaft verkehrt, innere Kämpfe, fähig, die Welt zu entvölkern, und so wilde Sitten, daß sie die Civilisation um zehn Jahrhunderte zurückdrängen könnten... O! ich bin ein sehr Strafbarer!“

Er las noch einmal eine Seite von seinem **Vicaire Savoyard**. „Ja, dieß ist's: „„Vereinigen wir uns, um uns, mit unserem Glücke zu beschäftigen...““ Ich hab's geschrieben. „„Geben wir unsern Tugenden die Kraft, welche Andere ihren Lastern geben.““ Auch dieß hab' ich geschrieben.“ Und Rousseau geberdete sich noch tiefer betrübt, als jemals. So sind denn durch meine Schuld,“ sagte er, „die Brüder den Brüdern gegenübergestellt; eines Tages wird die Polizei in eine von diesen unterirdischen Höhlen dringen, und das ganze Nest dieser Leute aufgreifen, welche schwören, im Falle des Verrathes einander zu fressen, und es wird einer unter ihnen stecken, kecker als die

Uebrigen, der mein Buch aus seiner Tasche ziehen, und sagen wird: „„Worüber beklaget Ihr Euch? Wir sind die Zöglinge des Herrn Rousseau, wir machen einen philosophischen Cursus. O! wie wird Voltaire darüber lachen! Es ist nicht zu befürchten, daß dieser Hofschranz sich in solche Wespennester steckt!"

Der Gedanke, daß Voltaire sich über ihn lustig machen könnte, verursachte dem Genfer-Philosophen einen heftigen Zorn. „Ich ein Verschwörer!" murmelte er; „ich bin geradezu kindisch; bin ich nicht wahrhaftig ein sauberer Verschwörer!"

So weit war er gekommen, als Therese eintrat, ohne daß er sie sah. Sie brachte das Frühstück. Sie bemerkte, daß er mit Aufmerksamkeit ein Stück von seinen **Rêverie d'un Solitaire** las. „Schön," sagte sie, die warme Milch geräuschvoll auf das Buch selbst stellend, „siehe da, mein Hochmüthiger beschaut sich in seinem Spiegel. Der Herr liest seine Bücher. Herr Rousseau bewundert sich."

„Nun, Therese," erwiederte der Philosoph, „Geduld, laß mich, ich lache nicht."

„O! ja, das ist herrlich, nicht wahr?" versetzte sie spottend ... „Sie gerathen in Entzücken! Wie so viele Eitelkeit, wie so viele Fehler haben doch die Autoren, und sehen uns armen Frauen ihrer so wenige nach? Ich darf mir's nur einfallen lassen, in meinen kleinen Spiegel zu sehen, so zankt mich der Herr aus, und schilt mich Kokette."

Sie fuhr fort, Rousseau in diesem Tone zum unglücklichsten Mann zu machen, wie wenn er hiezu nicht

schon von der Natur reichlich wäre ausgestattet worden. Er trank seine Milch, ohne Brod einzutunken. Er überlegte.

„Gut, Sie sinnen nach," sagte sie; „Sie werden wieder irgend ein Buch voll garstiger Dinge machen..."

Rousseau bebte.

„Sie träumen von Ihren idealen Frauen," sagte Therese zu ihm, „und werden Bücher schreiben, welche die jungen Mädchen nicht zu lesen wagen, oder wohl gar Entheiligungen, die durch Henkershand verbrannt werden."

Der Märtyrer bebte. Therese traf gut.

„Nein," versetzte er, „ich werde nichts mehr schreiben, was schlimme Gedanken veranlaßt . . . Ich will, im Gegentheile, ein Buch machen, welches alle rechtschaffenen Leute mit Entzücken lesen werden . . ."

„O! o!" sagte Therese, die Tasse wegnehmend, „das ist unmöglich; Ihr Geist steckt nur voll von Unsittlichkeiten... Neulich erst hörte ich Sie eine Stelle von ich weiß nicht was lesen, und Sie sprachen von Frauenspersonen, die Sie anbeten . . . Sie sind ein Satyr! ein Magier!"

Das Wort Magier war eins von den gräßlichsten Schmähworten aus dem Wörterbuche Theresens. Dieses Wort durchschauderte immer Rousseau.

„Nun, nun, meine gute Freundin," versetzte er, „Sie werden sehen, daß Sie zufrieden seyn werden... Ich will schreiben, daß ich ein Mittel gefunden habe, die Welt auf's Neue herzustellen, ohne in den dabei eintretenden Veränderungen das Leiden eines einzigen Indi-

viduums zu veranlassen. Ja, ja, ich will diesen Plan reifen. Keine Revolutionen! Großer Gott! meine gute Therese, keine Revolutionen!"

„Gut, wir wollen sehen," sagte die Hausfrau. „Horch! man schellt."

Therese kam einen Augenblick nachher mit einem schönen jungen Manne zurück, den sie bat, im ersten Zimmer zu warten. Dann ging sie wieder zu Rousseau hinein, der mit einem Bleistifte bereits Bemerkungen schrieb.

„Beeilen Sie sich, alle diese Abscheulichkeiten zu verschließen," sagte sie. „Es ist Jemand da, der Sie besuchen will."

„Wer ist es?"

„Ein Seigneur vom Hofe."

„Er nannte Ihnen seinen Namen nicht?"

„Ah! was fällt Ihnen ein! Empfange ich Unbekannte?"

„So sagen Sie ihn."

„Herr von Coigny."

„Herr von Coigny!" rief Rousseau aus; „Herr von Coigny, Hofcavalier von Monseigneur, dem Dauphin?"

„So mag's seyn; ein charmanter Junge, ein sehr liebenswürdiger Mann."

„Ich komme, Therese."

Rousseau warf einen raschen Blick in den Spiegel, bürstete seinen Rock aus, wischte seine Pantoffel ab, die nichts Anderes, als alte durch den Gebrauch abgenützte Schuhe waren, und trat in den Speisesaal, wo der Edelmann seiner harrte. Dieser hatte nicht Platz genommen. Er betrachtete mit einer Art von Neugier die getrockneten, von Rousseau auf Papier geklebten,

und in Einfassungen von schwarzem Holze eingerahmten Pflanzen. Bei dem Geräusche der Glasthüre kehrte er sich um, und fragte mit einer sehr artigen Verbeugung: „Ich habe die Ehre, mit Herrn Rousseau zu sprechen?“

„Ja, mein Herr,“ antwortete der Philosoph mit einem mürrischen Tone, der eine Art von Bewunderung der ausgezeichneten Schönheit und ungekünstelten Eleganz seines Besuchers nicht ausschloß. Herr von Coigny war in der That einer der liebenswürdigsten und schönsten Männer Frankreichs. Ohne Zweifel war die Tracht jener Zeit für ihn erfunden worden. Sie war geeignet, um die Feinheit und Formbildung seines vollkommenen Beines glänzen zu lassen, um in ihrem ganzen anmuthigen Umkreise seine breiten Schultern und seine gewölbte Brust zu zeigen, um seinem so gut gestellten Kopfe das majestätische Ansehen, und die Weiße des Elfenbeines seinen tadellosen Händen zu verleihen. Diese Beschauung befriedigte Rousseau, der als ein ächter Künstler das Schöne überall, wo er es traf, bewunderte.

„Mein Herr,“ sagte er, „was steht zu Ihren Diensten?“

„Man mag Ihnen gesagt haben,“ antwortete der Hofcavalier, „daß ich der Graf von Coigny bin. Ich fügte bei, daß ich auf Auftrag der Frau Dauphine zu Ihnen komme.“

Rousseau verbeugte sich, ganz roth; Therese, in einem Winkel des Speisesaales, die Hände in ihren Taschen, betrachtete mit wohlgefälligen Blicken den schönen Boten der vornehmsten Prinzessin von Frankreich.

„Ihre Königliche Hoheit verlangt nach mir . . .

warum?" fragte Rousseau. „Aber nehmen Sie doch gefälligst Platz, mein Herr."

Und Rousseau setzte sich. Herr von Coigny nahm einen Strohsessel, und machte es eben so.

„Mein Herr, die Sache ist diese: Seine Majestät haben kürzlich, zu Trianon dinirend, einige Sympathie für Ihre Musik geäußert, welche charmant ist. Seine Majestät sangen Ihre besten Arien. Die Frau Dauphine, welche in allen Dingen zu gefallen suchen, dachten, es möchte für den König ein Vergnügen seyn, auf dem Theater zu Trianon eine von Ihren komischen Opern vorstellen zu sehen . . ."

Rousseau machte eine tiefe Verbeugung.

„Ich komme also, mein Herr, Sie im Namen der Frau Dauphine zu bitten . . ."

„O! mein Herr," unterbrach ihn Rousseau, „meine Erlaubniß hat dabei nichts zu thun. Meine Stücke, und die kleinen Arien, die darin enthalten sind, gehören dem Theater, welches sie dargestellt hat. Man muß sie von den Schauspielern verlangen, und da wird Ihre Königliche Hoheit eben so wenig Hindernisse finden, wie bei mir. Die Schauspieler werden sich sehr glücklich schätzen, in Gegenwart Seiner Majestät und des ganzen Hofes zu spielen und zu singen."

„Das ist's gerade nicht, um was ich Sie zu bitten beauftragt bin, mein Herr," sagte Herr von Coigny. „Ihre Königliche Hoheit, die Frau Dauphine, wollen dem Könige eine vollkommnere und seltenere Unterhaltung verschaffen. Dieselben kennen alle Ihre Opern, mein Herr . . ."

Neue Verbeugung von Seiten Rousseau's.

„. . . Und singen sie sehr gut."

Rousseau kniff sich die Lippen.

„Das ist viel Ehre," stammelte er.

„Nun aber," fuhr Herr von Coigny fort, „da mehrere Damen des Hofes vortreffliche Tonkünstlerinnen sind, und zum Entzücken singen, da mehrere Hofcavaliere sich ebenfalls mit einem gewissen Erfolge mit Musik beschäftigen, würde die von der Frau Dauphine unter den Ihrigen gewählte Oper, von diesem Vereine von Hofcavalieren und Damen, deren hauptsächlichste darstellende Personen Ihre Königliche Hoheiten wären, aufgeführt und gespielt."

Rousseau machte einen Satz auf seinem Stuhle.

„Ich versichere Ihnen, mein Herr," versetzte er, „daß dieß eine ausgezeichnete Ehre für mich ist, und ich bitte Sie um die Gefälligkeit, der Frau Dauphine meinen unterthänigsten Dank dafür auszudrücken."

„O! dieß ist nicht Alles, mein Herr," äußerte Herr von Coigny mit einem Lächeln.

„Ah!"

„Die Truppe, so zusammengesetzt, ist freilich vornehmer, aber nicht so eingeschult. Der Blick, die Rathschläge des Meisters sind unerläßlich; die Ausführung muß des erlauchten Zuschauers würdig seyn, der die königliche Loge einnehmen wird, und auch des berühmten Autors würdig."

Rousseau erhob sich, um sich zu verbeugen, dießmal hatte das Compliment ihn ergriffen; er machte dem Herrn von Coigny die zierlichste Verbeugung.

„Zu diesem Zwecke, mein Herr," sagte der Hofcavalier, „bitten Ihre Königliche Hoheit Sie, gefälligst nach Trianon kommen, und die Hauptprobe des Werkes leiten zu wollen."

„O!" entgegnete Rousseau . . . „Ihre Königliche Hoheit denken nicht daran . . . ich in Trianon!"

„Nun!" äußerte Herr von Coigny mit dem natürlichsten Tone von der Welt.

„O! mein Herr, Sie sind ein Mann von Geschmack, ein Mann von Geist; Sie besitzen einen feineren Tact, als viele Andere; nun aber, antworten Sie, die Hand auf das Gewissen: Rousseau, der Philosoph, Rousseau, der Geächtete, Rousseau, der Menschenfeind am Hofe, müßte sich nicht die ganze Rotte meiner Feinde darüber halb zu todt lachen?"

„Ich sehe nicht ein, mein Herr," erwiederte Herr von Coigny gelassen, „in wie fern das Gelächter und die Spottreden der dummen Partei, welche Sie verfolgt, den Schlaf eines ehrlichen Mannes und eines Schriftstellers stören sollten, der für den Ersten des Königreiches gelten kann. Wenn Sie diese Schwachheit haben, Herr Rousseau, so verbergen Sie dieselbe ja; sie allein gäbe vielen Leuten Anlaß zum Lachen. Hinsichtlich dessen, was man davon sagen wird, werden Sie mir gestehen, daß man sich in Acht nehmen müsse, sobald es sich um das Vergnügen und den Wunsch solcher Personen handelt, wie Ihre Königliche Hoheit, die Frau Dauphine, Präsumtiverbin des Königreiches Frankreich."

„Gewiß," sagte Rousseau, „gewiß."

„Sollte es," fuhr Herr von Coigny lächelnd fort,

„ein Rest von falscher Scham seyn? ... Sollten Sie, weil Sie streng gegen die Könige waren, fürchten, leutseliger zu werden? Ah! Herr Rousseau, Sie haben dem menschlichen Geschlechte Lehren gegeben; aber Sie hassen die Menschen nicht, hoff' ich? ... Und zudem werden Sie die Damen davon ausnehmen, die von kaiserlichem Geblüte sind."

„Mein Herr, Sie setzen mir mit großer Artigkeit zu; doch bedenken Sie meine Lage ...; ich lebe zurückgezogen, allein ... unglücklich."

Therese machte eine Grimasse.

„Ei doch, unglücklich ..." sagte sie; „er ist häckelig."

„Was ich auch thun mag, immer wird auf meinem Gesichte und in meinen Manieren, eine für die Augen des Königs und der Prinzessinnen, die nur Freude und Zufriedenheit suchen, unangenehme Spur zurückbleiben. Was werde ich da sagen? ... Was werde ich thun? ..."

„Man würde sagen, daß es Ihnen an Selbstvertrauen gebreche; besitzt aber jener, der die Neue Heloise und die Bekenntnisse schrieb, mein Herr, nicht mehr Geist, um zu sprechen, um zu handeln, als wir Alle, so viel unser sind?"

„Ich versichere Ihnen, mein Herr, daß es mir unmöglich ist ..."

„Dieses Wort, mein Herr, ist bei den Fürsten nicht bekannt."

„Deßhalb, mein Herr, werde ich zu Hause bleiben."

„Mein Herr, Sie werden mir, dem kühnen Boten,

der ich es übernahm, die Frau Dauphine zufrieden zu stellen, die schreckliche Qual nicht anthun, mich zu nöthigen, beschämt nach Versailles zurückzukehren, besiegt; dieß wäre ein solcher Kummer für mich, daß ich mich auf der Stelle selbst verbannen würde. Nun denn, lieber Herr Rousseau, thun Sie für mich, für einen Mann voll tiefer Sympathie für alle Ihre Werke, was Ihr großes Herz darum nachsuchenden Königen verweigern würde."

„Mein Herr, Ihre vollkommene Leutseligkeit gewinnt mein Herz; Ihre Beredsamkeit ist unwiderstehlich, und Sie besitzen eine Stimme, die mich tiefer ergreift, als ich es sagen kann."

„Sie lassen sich bewegen?"

„Nein, ich kann nicht . . .; nein, durchaus nicht; meine Gesundheit wiedersetzt sich einer Reise."

„Eine Reise! O! Herr Rousseau, was fällt Ihnen ein? Fünf Viertelstunden zum Fahren!"

„Für Sie, für Ihre muthigen Pferde."

„Es stehen ja alle Pferde des Hofes zu Ihrer Verfügung, Herr Rousseau. Ich bin von der Frau Dauphine beauftragt, Ihnen zu sagen, daß in Trianon eine Wohnung für Sie in Bereitschaft gesetzt ist, denn man will nicht, daß Sie so spät nach Paris zurückkommen. — Der Herr Dauphin übrigens, der alle Ihre Werke auswendig weiß, hat in Gegenwart seines Hofes geäußert, daß ihm daran liege, in seinem Palais das Zimmer zu zeigen, welches Herr Rousseau bewohnt habe."

Therese stieß einen Bewunderungsschrei aus, der nicht Rousseau galt, sondern dem guten Prinzen. Rous-

frau konnte diesem letzteren Zeichen des Wohlwollens nicht wiederstehen.

„Ich muß mich also ergeben," sagte er, „denn niemals wurde ich so gut angegriffen."

„Man greift Sie bei dem Herzen an, mein Herr," entgegnete Herr von Coigny; „bei dem Geiste wären Sie unbezwinglich."

„Ich werde mich also in den Wunsch Ihrer Königlichen Hoheit fügen."

„O! mein Herr, empfangen Sie hiefür meinen ganzen persönlichen Dank. Erlauben Sie, daß ich nicht auch den Dank der Frau Dauphine ausdrücke; sie würde es mir verübeln, ihr hinsichtlich jenes Dankes zuvorgekommen zu seyn, den sie Ihnen persönlich bezeigen will. Uebrigens wissen Sie, mein Herr, daß es Sache des Mannes ist, einer jungen und anbetungswürdigen Frau zu danken, welche die Güte haben will, ihm entgegen zu kommen."

„Das ist wahr, mein Herr," versetzte Rousseau lächelnd; „aber die Greise haben ein Vorrecht bei den jungen Frauen: man bittet sie."

„Herr Rousseau, haben Sie die Gefälligkeit, mir Ihre Stunde zu bezeichnen; ich werde Ihnen einen Wagen senden, oder vielmehr persönlich Sie abholen, um Sie zu geleiten."

„Was dieß betrifft, nein, mein Herr: ich danke Ihnen," sagte Rousseau. „Ich werde nach Trianon gehen, meinetwegen; doch überlassen Sie mir die Wahl, nach meinem Gutdünken hinzugehen, nach meinem Belieben; bekümmern Sie sich von diesem Augenblicke an nicht

mehr um mich. Ich werde kommen, mehr braucht's nicht; bezeichnen Sie mir die Stunde."

„Wie, mein Herr, Sie versagen es mir, Ihr Einführer zu seyn; freilich würde ich unwürdig seyn, und ein Name, gleich dem Ihrigen, meldet sich wohl ganz allein."

„Mein Herr, ich weiß, daß Sie am Hofe mehr sind, als ich an irgend einem Orte der Welt... Ich lehne also Ihr Anerbieten, Ihnen persönlich, nicht ab, aber ich liebe meine Bequemlichkeit; ich will hingehen, als wollte ich einen Spaziergang machen ... dieß ist mein Ultimatum."

„Ich füge mich, mein Herr, und würde mich wohl hüten, Ihnen irgendwie zu mißfallen. Die Probe wird heute Abend um sechs Uhr beginnen."

„Sehr wohl, um drei Viertel auf sechs Uhr werde ich in Trianon seyn."

„Aber auf welche Weise?"

„Dieß geht mich an; meine Equipage ist hier."

Er zeigte sein noch wohl geformtes Bein, das er mit einer Art von Anspruch bekleidete.

„Fünf Meilen," sagte Herr von Coigny bestürzt; Sie werden ja zerschlagen seyn, und der Abend anstrengend; nehmen Sie sich in Acht."

„Ferner hab' ich ebenfalls meinen Wagen und meine Pferde, einen brüderlichen Wagen, eine Volkskutsche, die dem Nachbar eben so gut gehört, wie mir, wie die Luft, die Sonne und das Wasser, eine Kutsche, welche fünfzehn Sous kostet."

„Ah! mein Gott! die Patasche! Si machen, daß mich ein Schauder durchrieselt."

„Die Bänke, welche Ihnen so hart dünken, scheinen mir ein Sybaritenbett. Ich finde sie mit Flaum und Rosenblättern ausgestopft. Auf heute Abend, mein Herr, auf heute Abend!"

Da Herr von Coigny so sich entlassen sah, faßte er seinen Entschluß, und stieg, nach einer ansehnlichen Zahl von Danksagungen, nach mehr oder minder genauen Andeutungen und wiederholten Versuchen zur Annahme seiner Dienstanerbietungen, die finstere Treppe hinab, von Rousseau zum Treppenabsatze, und von Theresen bis zur Mitte des Stockwerkes geleitet. Herr von Coigny erreichte seinen Wagen, der seiner auf der Straße harrete, und kehrte heimlich lächelnd nach Versailles zurück. Therese begab sich wieder in die Wohnung, und schloß die Thüre mit einer gewittervollen Stimmung, welche Rousseau Sturm vermuthen ließ.

Einhundertundachtes Kapitel.

Rousseau's Toilette.

Als Herr von Coigny fortgefahren war, dessen Ideen dieser Besuch verändert hatte, setzte er sich mit einem tiefen Seufzer in einen kleinen Lehnstuhl, und sagte mit einem schläferigen Tone: „Ah! welche Langeweile! Wie doch die Leute mit ihren Zudringlichkeiten mich ermüden!"

Die wieder eintretende Therese erhaschte diese Worte im Fluge, stellte sich Rousseau gegenüber, und sagte zu ihm: „Wie hochmüthig Sie sind!"

„Ich?" fragte Rousseau erstaunt.

„Ja, Sie sind ein eitler Mensch, ein Heuchler!“

„Ich?“

„Sie . . . Sie sind entzückt, an den Hof zu kommen, und verbergen Ihre Freude unter einer falschen Gleichgültigkeit.“

„Ah! mein Gott!“ versetzte, die Achseln zuckend, Rousseau, gedemüthiget, so gut durchschaut zu seyn.

„Möchten Sie mir nicht weis machen, es sey kein großes Glück für Sie, den König die Liedchen hören zu lassen, die Sie wie ein Müßiggänger hier auf Ihrem Spinette kratzen?“

Rousseau schaute seine Frau mit einem zornigen Blicke an. „Sie sind eine Närrin,“ sagte er; „es ist keine Ehre für einen Mann, wie ich, vor einem Könige zu erscheinen. Welchem Umstande verdankt es dieser Mann, auf dem Throne zu sitzen? Einer Laune der Natur, welche es fügte, daß eine Königin ihn gebar; ich aber bin würdig, vor den König gerufen zu werden, um ihn zu ergötzen; dieß verdanke ich meiner Arbeit, und meinem durch die Arbeit erworbenen Talente.“

Therese war nicht die Frau dazu, so sich schlagen zu lassen.

„Ich möchte wohl, daß Herr von Sartines Sie in diesem Tone sprechen hörte; es gäbe für Sie ein Loch in Bicêtre, oder eine Loge in Charenton.“

„Weil dieser Herr von Sartines,“ bemerkte Rousseau, „ein Tyrann im Solde eines andern Tyrannen ist, und weil der Mann, mit seinem Genie allein, gegen die Tyrannen wehrlos ist; aber wenn Herr von Sartines mich verfolgte . . .“

„Nun denn, weiter?“ sagte Therese.

„Ah! ja,“ seufzte Rousseau, „ich weiß, daß meine Feinde dann glücklich wären; ja!“

„Warum haben Sie Feinde?“ fragte Therese; „weil Sie böse sind, und Jedermann angegriffen haben. Ah! Herr von Voltaire besitzt Freunde, das laß ich mir gefallen!“

„Das ist wahr,“ erwiederte Rousseau mit einem Lächeln von engelgleichem Ausdrucke.

„Herr von Voltaire ist aber auch ein Cavalier, und der König von Preußen sein vertrauter Freund, er hat Pferde, er ist reich, er besitzt sein Schloß Ferney . . . Und all das verdankt er seinem Verdienste . . . Daher sieht man ihn nicht, wenn er nach Hofe geht, vornehm thun; er ist wie zu Hause.“

„Und Sie glauben,“ versetzte Rousseau, „daß ich dort nicht wie zu Hause seyn werde? Sie glauben, daß ich nicht weiß, woher all das Geld kommt, das man dort verschwendet, und daß ich von den Ehrfurchtbezeigungen mich täuschen lasse, die man dort dem Gebieter bringt? Ei, gute Frau, die Sie Alles ohne Rücksicht und ohne Ueberlegung beurtheilen, bedenken Sie doch, daß, wenn ich den Geringschätzigen spiele, dieß geschieht, weil ich geringschätze; bedenken Sie doch, daß, wenn ich den Luxus dieser Hofschranzen geringschätze, dieß geschieht, weil sie ihren Luxus gestohlen haben.“

„Gestohlen!“ sagte Therese mit einer unbeschreiblichen Entrüstung.

„Ja, gestohlen, Ihnen, mir, Jedermann. Alles Gold, das sie auf ihren Kleidern tragen, sollte nach der

Kopfzahl der Unglücklichen vertheilt werden, denen es an Brod gebricht. Dieses ist der Grund, warum ich, der ich an Alles denke, mit Widerstreben nach Hof gehe."

„Ich sage nicht, daß das Volk glücklich sey," entgegnete Therese; „aber der König ist denn doch der König."

„Wohlan, ich gehorche ihm; was will er mehr?"

„Ah! Sie gehorchen, weil Sie sich fürchten. Sie müssen nicht sagen, daß Sie ungerne irgend wohin gehen, und daß Sie ein muthiger Mann sind, sonst werde ich Ihnen antworten, daß Sie ein Heuchler sind, und daß Ihnen dieß sehr gefällt."

„Ich fürchte nichts," sagte Rousseau stolz.

„Gut! so sagen Sie doch einmal dem Könige den vierten Theil von dem, was Sie mir eben erst erzählten."

„Ich werde es gewiß thun, wenn mein Gefühl es gebietet."

„Sie?"

„Ich, ja; bin ich je zurückgewichen?"

„Pah! Sie wagen es nicht der Katze einen Knochen zu nehmen, an dem sie nagt, aus Furcht, sie möchte Sie ankrallen . . . Wie wird es erst seyn, wenn Sie von Gardisten und Kriegern werden umgeben seyn? . . . Sehen Sie, ich kenne Sie, wie wenn ich Ihre Mutter wäre . . . Sie werden sich sogleich ganz frisch rasiren, pommadisiren, adonisiren; Sie werden den Stutzer spielen, Ihr interessantes Blinzeln mit den Augen beginnen, weil Sie ganz kleine und ganz runde Augen haben, die man sähe, wenn Sie dieselben natürlich aufthäten, während Sie durch Blinzeln glauben machen, daß sie so groß seyen, wie Thorwege; Sie werden Ihre seidenen

Strümpfe von mir verlangen, Sie werden den schokoladefarbenen Rock mit Stahlknöpfen anziehen, die schöne neue Perücke aufsetzen, und einen Fiacker nehmen, und mein Philosoph wird sich von den schönen Damen anbeten lassen, . . . und morgen, ah! morgen, wird es ein Entzücken geben, ein Schmachten; Sie werden verliebt zurückgekommen seyn, Sie werden seufzend kleine Zeilen schreiben, und Ihren Café mit Ihren Thränen begießen. O! wie kenne ich Sie!"

„Sie irren sich, meine Gute," sagte Rousseau. „Ich sage Ihnen, daß man mir Gewalt anthut, damit ich nach Hofe gehe. Ich werde gehen, weil ich das Scandal fürchte, wie jeder rechtliche Bürger es fürchten soll. Uebrigens gehöre ich nicht zu jenen, die sich weigern, die Obergewalt eines Bürgers in einer Republik anzuerkennen; was aber den Umstand betrifft, den Zuvorkommenden, den Hofschranzen zu spielen, meinen neuen Rock an den Flittern dieser Palastherren zu reiben, . . . nein, nein, so etwas werde ich nicht thun, und wenn Sie mich dabei ertappen, so spotten Sie meiner ganz nach Belieben."

„Sie kleiden sich also nicht an?" fragte Therese ironisch.

„Nein."

„Sie werden Ihre neue Perücke nicht aufsetzen?"

„Nein."

„Sie werden mit Ihren kleinen Augen nicht blinzeln?"

„Ich sage Ihnen, daß ich wie ein freier Mann hingehen werde, ohne Affectation und ohne Furcht; ich werde nach Hof gehen, wie ich in's Theater gehen

würde, und ob die Schauspieler mich gut oder übel finden, das ist mir gleichgültig."

„O! Sie werden wenigstens Ihren Bart scheeren," äußerte Therese; „er ist einen halben Fuß lang."

„Ich sage Ihnen, daß ich an meinem Aeußern nichts ändern werde."

Therese brach in ein so schallendes Gelächter aus, daß Rousseau davon betäubt wurde, und in ein anderes Zimmer ging. Die Hausfrau war mit ihren Quälereien noch nicht fertig; sie hatte welche von allen Farben und von jedem Stoffe in Bereitschaft. Sie zog die Festkleider aus dem Schranke, die frische Wäsche, und die äusserst sorgfältig gewichsten Schuhe. Sie kramte alle diese schönen Sachen auf Rousseau's Bette und Stühlen aus. Aber dieser schien nicht die mindeste Aufmerksamkeit darauf zu verwenden.

Therese sagte dann zu ihm: „Nun, es ist Zeit, daß Sie sich ankleiden ... Eine Hoftoilette währt lange ... Sie werden nicht mehr Muse haben, zur bezeichneten Stunde nach Versailles zu kommen."

„Ich sagte Ihnen, Therese," entgegnete Rousseau, „daß ich so mich gut finde. Dieß ist der Anzug, womit ich täglich vor meinen Mitbürgern erscheine. Ein König ist nichts Anderes, als ein Bürger, wie ich."

„Nun, nun," sagte Therese, um ihn in Versuchung zu führen, und durch Einschmeicheln nach ihrem Willen zu stimmen, „sträuben Sie sich nicht, Jacques, begehen Sie keine Albernheit ... Ihre Kleider sind hier ... Ihr Rasirmesser ist ganz bereit; ich ließ den Barbier bestellen, im Falle Sie heute Nervenzustände haben."

„Ich danke, meine Gute," antwortete Rousseau, „ich werde mich blos abbürsten, und meine Schuhe anziehen, weil man nicht in Pantoffeln ausgeht."

„Sollte er etwa eigenen Willen haben?" fragte sich Therese. Und sie reizte ihn bald durch Koketterie auf, bald durch Ueberredung, bald durch die Heftigkeit ihrer Spöttereien. Aber Rousseau kannte sie; er sah die Falle; er ahnete, daß er, sobald er würde nachgegeben haben, von seiner Hofmeisterin unbarmherzig würde verhöhnt und verlacht werden. Er wollte also nicht nachgeben, und enthielt sich, die schönen Kleider anzuschauen, die das hervorhoben, was er seine natürliche gute Miene nannte. Therese belauerte ihn. Sie hatte nur noch ein einziges Mittel, den raschen Blick, welchen Rousseau ausgehend in den Spiegel zu werfen nie versäumte, denn der Philosoph war zum Uebermaße reinlich, wenn man in der Reinlichkeit ein Uebermaß finden kann. och Rousseau fuhr fort, auf seiner Hut zu seyn, und kehrte, da er Theresens ängstlichen Blick bemerkt hatte, dem Spiegel den Rücken. Die Stunde kam; der Philosoph hatte sich den Kopf mit Allem vollgestopft, was er dem Könige unangenehm Salbungsvolles sagen könnte. Er recitirte einige Stellen davon, während er die Schnallen an seinen Schuhen befestigte, nahm seinen Hut unter seinen Arm, ergriff seinen Stock, benützte einen Moment, da Therese ihn nicht sehen konnte, und zerrte mit beiden Händen an seinem Rocke und an seiner Weste, um die Falten aus ihnen wegzubringen. Therese kehrte zurück, und reichte ihm ein Taschentuch, das er in seine weite Tasche steckte, und begleitete ihn bis zum Trep-

penabsatze, indem sie zu ihm sagte: „Hören Sie, Jacques, seyen Sie vernünftig; so sind Sie abscheulich, Sie sehen wie ein Falschmünzer aus."

„Adieu," erwiederte Rousseau.

„Sie haben das Aussehen eines Spitzbuben, mein Herr," äußerte Therese; „geben Sie wohl Acht."

„Geben Sie auf das Feuer Acht," entgegnete Rousseau, „fassen Sie meine Papiere nicht an."

„Sie gleichen einem Polizeispione, ich versichere Ihnen," sagte Therese in Verzweiflung.

Rousseau erwiederte nichts; er ging trällernd die Treppe hinab, und bürstete, die Dunkelheit benützend, seinen Hut mit seinem Aermel ab, schüttelte seine Hemdkrause von Linnen mit seiner linken Hand, und improvisirte sich eine rasche, aber verständige Toilette. Unten trotzte er dem Kothe der Straße Plâtière, aber auf der Spitze seiner Schuhe, und erreichte die Champs-Elysées, wo jene honneten Wagen stationirten, die wir aus Sprachreinigungseifer Pataschen nennen wollen, und welche noch vor zehn Jahren die zur Sparsamkeit genöthigten Reisenden von Paris nach Versailles karreten, oder vielmehr halbtodt rüttelten.

Einhundertundneuntes Kapitel.

Die Coulissen von Trianon.

Die Reiseereignisse sind gleichgültig. Nothwendigerweise mußte Rousseau den Weg mit einem Schweizer,

einem Steuercommis, einem Bürger und einem Abbé zurücklegen. Gegen halb sechs Uhr Abends kam er an. Bereits war der Hof in Trianon versammelt; man präludirte, des Königs harrend, denn vom Autor war nicht im mindesten von der Welt die Rede. Gewisse Personen wußten zwar, daß Herr Rousseau, von Genf, kommen würde, um die Probe zu dirigiren; allein es war nicht interessanter, Herrn Rousseau zu sehen, als Herrn Sameau, oder Herrn Marmontel, oder jedes Andere von jenen Wunderthieren, deren Anblick die Hofleute in ihrem Salon; oder in ihrem kleinen Hause sich verschafften. Rousseau wurde von dem Dienst habenden Beamten empfangen, dem Herr von Coigny eingeschärft hatte, ihn in Kenntniß zu setzen, sobald der Genfer kommen würde. Der Hofcavalier eilte mit seiner gewöhnlichen Artigkeit herbei, und empfing Rousseau mit dem liebenswürdigsten Diensteifer. Aber kaum hatte er die Blicke auf die Person geworfen, als er erstaunte, und sich nicht enthalten konnte, die Betrachtung von Neuem zu beginnen. Rousseau war staubig, zerknittert, blaß, und gegen seine Blässe stach ein solcher Einsiedlerbart ab, daß seinesgleichen nie ein Ceremonienmeister in den Spiegeln von Versailles hatte wiederstrahlen sehen. Rousseau fühlte sich bei dem Blicke des Herrn von Coigny sehr beengt, und noch beengter, als er, dem Schauspielsaale sich nähernd, die verschwenderische Menge von schönen Kleidern, von schwellenden Spitzen, von Diamanten und blauen Ordensbändern sah, die auf den Vergoldungen des Saales die Wirkung eines Blumenstraußes in einem ungeheuern Korbe hervorbrachten. Rousseau be-

fand sich auch unbehaglich, als er diese feine und für seine Plebejersinne berauschende Ambraatmosphäre einathmete. Er mußte jedoch gehen und mit Kühnheit bezahlen. Sehr viele Blicke hefteten sich auf ihn, der einen Flecken in dieser Versammlung bildete. Herr von Coigny, stets ihm voran schreitend, führte ihn in das Orchester, wo die Musiker ihn erwarteten. Hier fühlte er sich ein wenig erleichtert, und dachte ernstlich, während man seine Musik spielte, daß er sich in höchster Gefahr befinde, daß es um ihn geschehen sey, und daß alle Vernunftgründe der Welt nichts dagegen vermöchten. Die Frau Dauphine war in ihrem Costüm als Colette bereits auf der Bühne; sie wartete auf ihren Colin. Herr von Coigny kleidete sich in seiner Loge um. Plötzlich sah man den König inmitten eines Kreises von gesenkten Köpfen eintreten. Ludwig XV. lächelte, und schien von der besten Laune beseelt. Der Dauphin setzte sich zu seiner Rechten, und der Herr Graf von Provence nahm zu seiner Linken Platz. Die fünfzig Personen, welche die Versammlung bildeten, eine vertraute Versammlung wie es je eine gab, setzten sich auf eine Geberde des Königs.

„Nun denn, fängt man nicht bald an?“ fragte Ludwig XV.

„Sire,“ antwortete die Dauphine, „die Schäfer und Schäferinnen sind noch nicht angekleidet; wir erwarten sie.“

„Man konnte im Stadtkleide auftreten,“ bemerkte der König.

„Nein, Sire,“ versetzte die Dauphine vom Theater

aus, „weil wir die Kleider und Costüme bei Licht probiren wollen, um die Wirkung derselben bestimmt zu erkennen.“

„Sehr richtig, Madame,“ erwiederte der König; „so gehen wir spaziren.“

Und Ludwig XV. erhob sich, um einen Gang durch den Corridor und die Bühne zu machen. Er war übrigens ziemlich unruhig darüber, Madame Dubarry nicht kommen zu sehen. Als der König seine Loge verlassen hatte, betrachtete Rousseau melancholisch und mit einer Herzensbeklemmung diesen leeren Saal, und seine eigene Isolirung. Dieß war ein sehr sonderbarer Contrast mit dem von ihm gefürchteten Empfange.

Er hatte sich vorgestellt, daß vor ihm alle Gruppen sich öffnen würden, daß die Neugier dieser Hofleute beschwerlicher und bedeutungsvoller seyn möchte, als jene der Pariser; er hatte die Fragen, die Vorstellungen gefürchtet, und nun gab Niemand auf ihn Acht. Er dachte, daß sein Bart nicht lang genug wäre, daß man Lumpen eben so wenig bemerkt hätte, als seine alten Kleider. Er wünschte sich Glück, die Lächerlichkeit des Anspruches auf Eleganz vermieden zu haben. Aber ungeachtet alles dessen fühlte er sich ziemlich gedemüthiget, höchstens nur die Rolle eines Orchesterdirectors zu spielen. Plötzlich näherte sich ihm ein Hofbeamte, und fragte ihn, ob er der Herr Rousseau sey.

„Ja, mein Herr,“ antwortete er.

„Die Frau Dauphine wünscht mit Ihnen zu sprechen, mein Herr,“ sagte der Hofbeamte.

Rousseau stand sehr bewegt auf. Die Dauphine

erwartete ihn. Sie hielt die Ariette von Colette in der Hand: „J'ai perdu tout mon bonheur.“ [1])

Sobald sie Rousseau erblickte, kam sie auf ihn zu. Der Philosoph verbeugte sich sehr demüthig, indem er bei sich sagte, daß er eine Frau grüße, und nicht eine Prinzessin. Die Dauphine ihrerseits war sehr artig mit dem scheuen Philosophen, wie sie es mit dem vollendetsten Edelmanne von Europa gewesen wäre. Sie fragte ihn um Rath über die bei dem dritten Verse: „Colin me delaisse..“ [2]) anzuwendende Modulation. Rousseau entwickelte eine Theorie der Declamation und Gesangsprache, welche, wie gelehrt sie auch war, durch die geräuschvolle Ankunft des Königs und einiger Hofleute unterbrochen wurde. Ludwig XV. trat in das Sprechzimmer, wo die Frau Dauphine bei dem Philosophen so eben Lection nahm. Die erste Bewegung, das erste Gefühl des Königs bei dem Anblicke dieser vernachläßigten Person, war genau das nämliche, welches Herr von Coigny bethätigte, nur daß Herr von Coigny Rousseau kannte, und der König ihn nicht kannte. Er betrachtete also sehr lange unsern freien Mann, während dieser die Complimente und Danksagungen der Dauphine erhielt. Dieser Blick, mit dem Gepräge einer ganz königlichen Auctorität, dieser Blick, der nicht gewohnt war, sich jemals vor irgend Jemanden zu senken, brachte eine unbeschreibliche Wirkung auf Rousseau hervor, dessen lebhaftes Auge unsicher und schüchtern war. Die Dauphine wartete, bis der König mit seiner Betrach=

[1]) „Ich habe mein ganzes Glück verloren.“

[2]) „Colin verläßt mich.“ D. Ü.

tung fertig war, wornach sie sich Rousseau näherte, und sagte: „Will Eure Majestät mir erlauben, ihr unsern Autor vorzustellen?"

„Ihren Autor?" erwiederte der König, indem er sich stellte, als ob er in seinem Gedächtnisse nachforsche.

Rousseau stand während dieses Gespräches auf glühenden Kohlen. Das Auge des Königs musterte nach und nach, und versengte wie ein Sonnenstrahl unter der Linse, diesen langen Bart, diese zweifelhafte Hemdkrause, diesen Staub und diese schlecht frisirte Perücke des größten Schriftstellers seines Königreiches. Die Dauphine fühlte Mitleiden mit Rousseau.

„Herr Jean-Jacques Rousseau, Sire," sagte sie, „der Verfasser der charmanten Oper, die wir in Gegenwart Euer Majestät radebrechen werden."

Nun hob der König den Kopf empor.

„Ah!" sagte er kalt, „Herr Rousseau, ich grüße Sie."

Und er fuhr fort, ihn auf eine Art zu betrachten, als wollte er ihm alle Unvollkommenheiten seines Anzuges zu verstehen geben. Rousseau fragte sich, wie man sich vor dem Könige von Frankreich verbeuge, ohne ein Höfling zu seyn, aber auch ohne Unhöflichkeit, weil er im Hause dieses Fürsten sich zu befinden einsah. Aber während er sich mit solchen Schlüssen beschäftigte, sprach der König mit jener klaren Leichtigkeit der Fürsten mit ihm, die Alles gesagt haben, wenn sie zu der Person, mit der sie sprechen, etwas Angenehmes oder etwas Unangenehmes sagten. Rousseau blieb stumm und wie versteinert. Er hatte alle gegen den Tyrannen in Bereitschaft gesetzten Phrasen vergessen.

„Herr Rousseau," sagte der König zu ihm, „während er noch immer seinen Rock und seine Perücke betrachtete, „Sie haben eine charmante Musik componirt, und die mir sehr angenehme Momente verschafft."

Und der König begann mit der jeder Stimmlage und jeder Melodie widerstrebendsten Stimme zu singen:

„Si des galans de la ville
J'eus écouté les discours,
Ah! qu'il m'eût été facile
De former autres amours." [1])

„Das ist charmant," sagte der König, als er fertig war.

Rousseau verbeugte sich.

„Ich weiß nicht, ob ich gut singen werde," äußerte die Frau Dauphine.

Rousseau kehrte sich zur Prinzessin, um ihr in dieser Beziehung einen Rath zu ertheilen. Aber der König fing schnell von Neuem an, und sang die Romanze von Colin:

„Dans ma cabane obscure,
Toujours soucis nouveaux;
Vent, soleil ou froidure,
Toujours peine et travaux." [2])

Seine Majestät sang schrecklich für einen Musiker. Rousseau, halb geschmeichelt von dem Gedächtnisse des Monarchen, halb verletzt von seinem abscheulichen Vor-

---

[1]) „Wenn ich die Reden der Courschneider aus der Stadt angehört hätte, ah! wie leicht wäre es mir gewesen, neue Liebschaften anzuknüpfen." D. Ü.

[2]) „In meiner ärmlichen Hütte immer neue Sorgen; Wind, Sonne und Kälte, immer Mühe und Arbeiten." D. Ü.

trage, machte die Miene des Affen, der einen Zwiebel knaupelt, und auf der einen Seite weint, während er auf der andern lacht. Die Dauphine blieb mit jener unstörbaren Kaltblütigkeit ernst, die man nur am Hofe findet. Der König, ohne irgendwie verlegen zu werden, fuhr fort:

„Colette, ma bergère,
Si tu viens l'habiter,
Colin, dans sa chaumière,
N'a rien à regretter.“ [1])

Rousseau fühlte die Röthe sich in's Gesicht steigen.

„Sagen Sie mir, Herr Rousseau,“ fragte der König, „ist es wahr, daß sie sich bisweilen als Armenier kleiden?“

Rousseau wurde noch röther, und seine Zunge verfing sich tief in seiner Kehle dergestalt, daß sie in diesem Momente nicht für ein Königreich ihre Verrichtung hätte versehen können. Der König begann wieder zu singen, ohne seine Antwort zu erwarten:

„Ah! pour l'ordinaire
L'amour ne sait guère
Ce qu'il permet ce qu'il défend.“ [2])

„Sie wohnen in der Straße Plâtrière, glaub' ich, Herr Rousseau?“ fragte der König.

Rousseau machte ein bejahendes Zeichen mit dem

---

[1]) „Colette, meine Schäferin, wenn Du sie bewohnest, so wird Colin in seiner Hütte nichts vermissen.“
D. Ü.

[2]) „Ah! gewöhnlich weiß die Liebe nicht sehr, was sie gestattet, was sie verbietet.“ D. Ü.

Kopfe. Niemals hatte er sich so sehr nach Beistand gesehnt. Der König trällerte:

„C'est un enfant,
C'est un enfant . . ." [3])

„Man sagt, daß Sie mit Voltaire sehr schlecht stehen, Herr Rousseau?"

Dießmal verlor Rousseau den kleinen Rest seiner Geistesgegenwart: daher verlor er alle Fassung. Der König schien kein großes Mitleiden mit ihm zu haben, und entfernte sich singend in seiner gräßlichen Musiksucht beharrend:

„Allons danser sous les ormeaux,
Animez vous jeunes fillettes," [4])

mit Orchesterbegleitungen, welche Apollo umbringen konnten, wie dieser den Marsyas umgebracht hatte. Rousseau blieb allein mitten im Sprechzimmer. Die Dauphine hatte ihn verlassen, um die letzte Hand an ihre Toilette zu legen. Rousseau erreichte taumelnd, tappend, den Corridor; aber so recht mitten darin stieß er an ein von Diamanten, Blumen und Spitzen strahlendes Paar, welches den Corridor ausfüllte, obgleich der junge Mann den Arm der jungen Frau sehr zärtlich an sich drückte. Die junge Frau mit ihren wehenden Spitzen, mit ihrem riesigen Kopfputze, mit ihrem Fächer und ihren Wohlgerüchen, funkelte wie ein Gestirn. Rousseau war so eben von ihr gestossen worden. Der unscheinbare, zarte, charmante junge Mann, zerknitterte sein

---

[3]) „Es ist ein Kind, es ist ein Kind." D. Ü.

[4]) „Lasset uns unter den Ulmen tanzen, feuert euer Mädchen an." D. Ü.

blaues Ordensband auf seiner englischen Hemdkrause, und brach mit einladendem Freimuthe in ein schallendes Gelächter aus, dem er plötzlich ein Ansichhalten und Flüstern folgen ließ, worüber die Dame ebenfalls lachte, so daß man zwischen Beiden das beste Einverständniß von der Welt bemerkte. Rousseau erkannte die Frau Gräfin Dubarry in dieser schönen Dame, in diesem verführischen Wesen, und sobald er sie erblickt hatte, sah er, nach seiner Gewohnheit, in eine einzige Betrachtung sich zu versenken, ihren Begleiter nicht mehr. Der junge Mann mit dem blauen Bande war kein Anderer, als der Herr Graf von Artois, der nach größter Herzenslust mit der Geliebten seines Großvaters schäckerte. Bei dem Anblicke von Rousseau's finsterem Aussehen, begann Madame Dubarry zu rufen: „Ah! mein Gott!“

„Ei was!“ sagte der Graf von Artois, ebenfalls den Philosophen anschauend. Und schon streckte er die Hand aus, um seiner Gefährtin den Durchgang zu öffnen.

„Herr Rousseau!“ rief Madame Dubarry aus.

„Rousseau von Genf?“ fragte der Graf von Artois mit dem Tone eines Schülers in Ferien.

„Ja, Monseigneur,“ versetzte die Gräfin.

„Ah! guten Tag, Herr Rousseau,“ sagte der Schalk, als er sah, daß Rousseau einen verzweiflungsvollen Versuch gemacht hatte, den Durchgang zu erzwingen; „guten Tag . . . Wir werden Ihre Musik hören.“

„Monseigneur . . .“ stammelte Rousseau, der das blaue Ordensband gewahrte.

„Ah! sehr charmante Musik,“ äußerte die Gräfin,

„ganz im Einklange mit dem Geiste und dem Herzen ihres Autors.“

Rousseau hob den Kopf wieder empor, und versengte seinen Blick im Flammenblicke der Gräfin.

„Madame,“ sagte er mit übler Laune.

„Ich werde Colin spielen, Madame,“ rief der Graf von Artois aus, „und ich bitte Sie, Frau Gräfin, Colette zu spielen.“

„Herzlich gerne, Monseigneur; aber ich, die ich keine Künstlerin bin, werde es niemals wagen, die Musik des Meisters zu entweihen.“

Rousseau hätte es für den Preis seines Lebens gerne gewagt, wieder aufzuschauen; doch die Stimme, der Ton, die Schmeichelei, die Schönheit, hatten nach einander eine Angel n sein Herz geworfen. Er wollte fliehen.

„Herr Rousseau,“ sagte der Prinz, den Weg ihm wieder versperrend, „ich will, daß Sie mir die Rolle Colin's einstudieren.“

„Ich möchte es nicht wagen, den Herrn zu bitten, mir Rathschläge hinsichtlich jener von Colette zu ertheilen,“ äußerte die Gräfin, die Schüchterne spielend, so daß sie den Philosophen vollends vernichtete. Die Augen von diesem fragten indessen nach der Ursache.

„Der Herr haßt mich,“ sagte sie zum Prinzen mit ihrer zauberischen Stimme.

„Was fällt Ihnen ein,“ rief der Graf von Artois aus, „wer kann Sie hassen, Madame?“

„Sie sehen es wohl,“ erwiederte sie.

„Herr Rousseau ist ein allzu honneter Mann, und

macht allzu hübsche Sachen, um eine so charmante Frau zu fliehen," bemerkte der Graf von Artois.

Rousseau stieß einen tiefen Seufzer aus, wie im Begriffe, seine Seele auszuhauchen, und entwischte durch die kleine Oeffnung, welche der Graf von Artois unvorsichtiger Weise zwischen sich und der Wand ließ. Aber Rousseau hatte an diesem Abende kein Glück; er machte keine vier Schritte, als er schon wieder einer neuen Gruppe begegnete. Dießmal bestand die Gruppe aus zwei Männern, einem Alten und einem Jungen. Der junge trug das blaue Ordensband; der andere, welcher fünfundfünfzig Jahre zählen mochte, war roth gekleidet, ganz blaß ob strenger Lebensweise. Diese beiden Männer hörten den fröhlichen Grafen von Artois schreien, und aus vollem Halse lachen.

„Ah! Herr Rousseau, Herr Rousseau, ich werde sagen, daß die Frau Gräfin Sie in die Flucht trieb, und, wahrhaftig, Niemand wird es glauben wollen."

„Rousseau!" murmelten die beiden Männer.

„Halten Sie ihn auf, mein Bruder," sagte der Prinz, immer noch lachend; „halten Sie ihn auf, Herr de la Vauguyon!"

Rousseau sah nun ein, auf welche Klippe sein Mißgeschick ihn so eben geworfen habe: „Der Herr Graf von Provence, und der Hofmeister der Prinzen von Frankreich!"

Der Graf von Provence verlegte also Rousseau ebenfalls den Weg.

„Guten Tag, mein Herr," sagte er zu ihm mit seiner abgestoßenen und pedantischen Stimme.

Rousseau verbeugte sich, ganz von Sinnen, und murmelte: „Ich werde nicht von dannen kommen."

„Ah! ich bin sehr erfreut, Sie zu treffen, mein Herr," sagte der Prinz mit dem Tone eines Lehrers, der einen fehlenden Schüler sucht und wieder findet.

„Wieder abgeschmackte Complimente," dachte Rousseau. Wie fade diese vornehmen Herren sind!"

„Ich habe Ihre Uebersetzung des Tacitus gelesen, mein Herr."

„Ah! richtig," sagte Rousseau bei sich; „dieser ist ein Gelehrter, ein Pedant."

„Wissen Sie, daß Tacitus sehr schwer zu übersetzen ist?"

„Ich hab' es ja in einer kleinen Vorrede geschrieben, Monseigneur."

„Ja, ich weiß es wohl, ich weiß es wohl; Sie sagen darin, daß sie das Latein nur mittelmäßig verstehen."

„Monseigneur, dieß ist sehr wahr."

„Warum übersetzten Sie dann den Tacitus, Herr Rousseau?"

„Monseigneur, es ist eine Stylübung."

„Ah! Herr Rousseau, Sie haben Unrecht gehabt... **imperatoria brevitate** . . . mit: e i n e e r n s t e u n d b ü n d i g e R e d e . . . zu übersetzen."

Rousseau, unruhig, forschte in seinem Gedächtnisse nach.

„Ja," fuhr der junge Prinz mit der Zuversicht eines alten Gelehrten fort, der einen Fehler in Saumaise aufspürt, „ja, so haben Sie übersetzt. Es ist bei der Stelle, wo Tacitus erzählt, daß Piso eine Anrede an seine Soldaten hielt . . ."

„Nun denn, Monseigneur?"

„Nun denn, Herr Rousseau, ... **imperatoria brevitate** ... bedeutet ... mit der Bündigkeit eines Generals ... oder eines zu befehlen gewohnten Mannes. Die Bündigkeit des Befehles ... dieß ist der Ausdruck, nicht wahr, Herr de La Vauguyon?"

„Ja, Monseigneur," antwortete der Hofmeister.

Rousseau antwortete nichts. Dann fügte der Prinz bei: „Das ist geradezu eine Uebersetzung im entgegengesetzten Sinne, Herr Rousseau ... O! ich werde Ihnen noch eine solche auftischen."

Rousseau erblaßte.

„Sehen Sie, Herr Rousseau, sie kommt in der auf Cecina bezüglichen Stelle vor. Sie beginnt so: ... **At in superore germania** ... Sie wissen, man entwirft die Schilderung von Cecina, und Tacitus sagt: **cito sermone** ..."

„Ich erinnere mich vollkommen, Monseigneur."

„Sie haben dieß übersetzt mit ... gut sprechend."

„Allerdings, Monseigneur, und ich glaubte ..."

„**Cito sermone** ... will sagen: der schnell spricht, nämlich: leicht."

„Ich sagte ... gut sprechend?"

„Es hätte heißen müssen: **decoro**, oder **ornato**, oder **eleganti sermone**; **cito** ist ein malerisches Beiwort, Herr Rousseau. Es ist wie bei der Schilderung der Veränderung des Betragens von Otto; Tacitus sagt: ... **Delata voluptate, dissimulata luxuria, cunctaque ad imperii decorem composita** ..."

„Ich habe übersetzt: Auf andere Zeiten den Luxus und die Wollust vertagend, überraschte

er Jedermann durch das Bestreben, den Ruhm des Reiches wieder herzustellen..."

„Mit Unrecht, Herr Rousseau, mit Unrecht; zuvörderst haben Sie eine einzige Phrase aus drei kleinen Phrasen gemacht, was Sie zwang, . . . **dissimulata luxuria** . . . schlecht zu übersetzen; ferner haben Sie das letzte Glied der Phrase im entgegengesetzten Sinne übertragen. Tacitus wollte nicht sagen, daß der Kaiser Otto sich bestrebte, den Ruhm des Reiches wieder herzustellen; er wollte sagen, daß Otto nicht mehr seinen Leidenschaften fröhnte, seine schwelgerischen Gewohnheiten verhehlte, Alles in Ordnung brachte, Alles schlichtete, Allem eine andere Richtung gab . . .; Allem, verstehen Sie wohl, Herr Rousseau, das heißt: seinen Leidenschaften, und sogar seinen Lastern, zum Ruhme des Reiches. Dieß ist der Sinn; er enthält verschiedene Begriffe; der Ihrige ist zu eingeengt, nicht wahr, Herr de La Vauguyon?"

„Ja, Monseigneur."

Rousseau schwitzte und keuchte unter diesem unbarmherzigen Drucke.

Der Prinz ließ ihn einen Augenblick athmen, wornach er sagte: „In der Philosophie sind Sie weit überlegener."

Rousseau verbeugte sich.

„Nur ist Ihr Emil ein gefährlicher Löwe."

„Gefährlich, Monseigneur?"

„Ja, durch die Menge von falschen Ideen, die er den geringen Bürgern beibringen wird."

„Monseigneur, sobald ein Mann Vater ist, sind die Bedingungen meines Buches auf ihn anwendbar, mag

er der Vornehmste, mag er der Geringste im Königreiche seyn... Vater seyn... heißt..."

„Hören Sie, Herr Rousseau," unterbrach ihn plötzlich der boshafte Prinz, „Ihre Bekenntnisse... sind ein recht unterhaltendes Buch. Sagen Sie doch, wie viele Kinder haben Sie gehabt?"

Rousseau erblaßte, wankte, und richtete auf den jungen Henker einen Blick des Zornes und der Erstarrung, dessen Ausdruck die bösartige Laune des Grafen von Provence verdoppelte. Es war wohl so, denn ohne die Antwort zu erwarten, entfernte sich der Prinz, seinen Hofmeister unter dem Arme haltend, in seinen Bemerkungen über die Werke des Mannes fortfahrend, dem er soeben mit Grausamkeit begegnet war. Allein geblieben, erwachte Rousseau nach und nach aus seiner Betäubung, als er die ersten Tacte seiner Ouverture vom Orchester spielen hörte. Unsichern Schrittes wendete er sich dorthin, und sagte, auf seinem Sitze angekommen, bei sich: „Thor, Dummkopf, Feigling, der ich bin! Eben jetzt finde ich die Antwort, die ich jenem kleinen grausamen Pedanten hätte geben sollen."

„Monseigneur," hätte ich zu ihm sagen sollen, „es ist von Seiten eines jungen Mannes nicht liebreich, einen armen Greis so zu quälen." So weit war er gekommen, mit seiner Phrase ganz zufrieden, als die Frau Dauphine und Herr von Coigny ihr Duett begannen. Der Philosoph wurde von seinem Nachsinnen durch das Leiden des Musikers abgewendet; nach dem Herzen empfing das Ohr seine Qual.

Einhundertundzehntes Kapitel.

Die Probe.

Sowie einmal die Probe begonnen hatte, die Aufmerksamkeit durch das Schauspiel selbst gefesselt war, wurde Rousseau nicht mehr bemerkt. Nun beobachtete er rings um sich her. Er hörte Seigneurs, die in bäuerlichen Kleidern falsch sangen, und sah Damen, die wie Schäferinnen in Hofgewändern kokettirten. Die Frau Dauphine sang richtig, aber sie war eine schlechte Schauspielerin; sie hatte übrigens eine so schwache Stimme, daß man sie kaum hörte. Der König hatte sich, um Niemand einzuschüchtern, in eine dunkle Loge zurückgezogen, wo er mit den Damen plauderte. Der Herr Dauphin soufflirte die Worte der Oper, die königlich schlecht ging. Rousseau faßte den Entschluß, nicht mehr zu horchen, aber es fiel ihm schwer, nicht mehr zu hören. Er fand jedoch einen Trost, denn er hatte unter den erlauchten Comparsen soeben ein köstliches Gesicht gesehen, und das vom Himmel mit diesem schönen Gesichte begabte Landmädchen, sang mit der schönsten Stimme unter der ganzen Truppe. Rousseau verschloß sich also in sich selbst, versank über sein Pult hin in den Anblick der anmuthigen Figurantin, und lauschte mit gespanntem Ohre, um die ganze Melodie ihrer Stimme zu genießen. Die Dauphine, welche so die Aufmerksamkeit des Autors sah, ließ sich durch sein Lächeln, durch seine schmachtenden Augen, leicht zu dem Wahne verleiten, daß er die Ausführung der guten Stücke be-

friedigend fand, und neigte sich, um ein Compliment zu bekommen, denn sie war ein Weib, zum Pulte, indem sie sagte: „Ist's schlecht so, Herr Rousseau?"

Mit offenem Munde und betäubt, antwortete Rousseau nichts.

„Nun, wir haben gefehlt," sagte die Dauphine, „und Herr Rousseau wagt's nicht zu sagen. Ich bitte Sie inständig darum, Herr Rousseau."

Rousseau wendete seine Blicke nicht mehr von dieser schönen Person ab, welche die Aufmerksamkeit nicht gewahrte, deren Gegenstand sie war.

„Ah!" äußerte die Dauphine, indem sie der Richtung des Blickes unsers Philosophen folgte, „das Fräulein von Taverney hat einen Fehler gemacht! . . ."

Andrée erröthete; sie sah, daß alle Augen auf sie gerichtet waren.

„Nein! nein!" rief Rousseau aus, „das Fräulein nicht, denn das Fräulein singt wie ein Engel."

Madame Dubarry schnellte einen schärferen Blick, als einen Wurfpfeil, auf den Philosophen ab. Der Baron von Taverney dagegen fühlte sein Herz vor Freude vergehen, und liebkosete Rousseau mit seinem charmantesten Lächeln.

„Finden Sie, daß dieses junge Mädchen gut singt?" fragte Madame Dubarry den König, welchen Rousseau's Worte sichtbar ergriffen hatten.

„In einem Ensemble höre ich nicht," sagte Ludwig XV., „. . . dazu muß man ein Musiker seyn."

Inzwischen mühte sich Rousseau in seinem Orchester, um den Chor singen zu lassen:

„Colin revient à sa bergère,
Celebrons un retour si beau.“ *)

Als er sich nach einem Versuche umwendete, sah er Herrn von Jussieu, der ihn mit Anmuth grüßte. Es war für den Genfer kein geringes Vergnügen, von einem Manne am Hofe, der ihn durch seine Ueberlegenheit ein wenig verletzt hatte, gesehen zu werden, wie er dem Hofe Befehle ertheile. Er erwiederte seinen Gruß auf eine ceremoniöse Weise, und begann wieder Andrée anzuschauen, welche das Lob noch schöner gemacht hatte. Die Probe währte fort, und Madame Dubarry bekam einen grimmigen Humor; zweimal hatte sie Ludwig XV. bei den schönen Dingen, die sie ihm sagte, durch das Schauspiel zerstreut ertappt. Für die Eifersüchtige war nothwendigerweise Andrée das Schauspiel, was die Frau Dauphine nicht hinderte, viele Complimente zu ernten, und eine charmante Fröhlichkeit zu bethätigen. Der Herr Herzog von Richelieu umgaukelte sie mit der Leichtigkeit eines jungen Mannes, und es war ihm gelungen, im Hintergrunde des Theaters einen Kreis von Lachern zu bilden, dessen Mittelpunkt die Dauphine war, und welcher die Partei Dubarry rasend beunruhigte.

„Es scheint,“ sagte er ganz laut, „daß das Fräulein von Taverney eine hübsche Stimme hat.“

„Eine charmante,“ versetzte die Dauphine, „und ohne meine Selbstsucht hätte ich sie die Colette spielen lassen; allein, da ich diese Rolle genommen habe, um mich zu ergötzen, so lasse ich sie Niemanden.“

---

*) „Colin kommt wieder zu seiner Schäferin, lasset uns eine so schöne Rückkehr feiern.“ D. Ü.

„Ah! das Fräulein von Taverney würde sie nicht besser singen, als Eure Königliche Hoheit," äußerte Richelieu, „und . . ."

„Das Fräulein ist eine vortreffliche Tonkünstlerin," sagte Rousseau tief durchdrungen.

„Eine vortreffliche," versetzte die Dauphine, „und ich muß es wohl gestehen, daß sie mich meine Rolle lehrt; auch tanzt sie zum Entzücken, und ich tanze sehr schlecht."

Man kann sich die Wirkung dieser Aeußerungen auf den König, auf Madame Dubarry, und auf diese ganze Schaar von Neugierigen, Neuigkeitskrämern, Intriganten und Neidischen vorstellen; Jeder erntete ein Vergnügen, indem er eine Wunde schlug, oder empfing den Stich mit Scham und Schmerz. Es gab da keine Gleichgültigen, vielleicht mit Ausnahme von Andrée selbst. Die von Richelieu gestachelte Dauphine, ließ zuletzt Andrée die Romanze singen:

„J'ai perdu mon serviteur,
Colin me délaisse." *)

Man sah den König mit seinem Kopfe, mit von Vergnügung so beseelten Bewegungen den Tact geben, daß die ganze Schminke der Madame Dubarry in kleinen Schuppen abfiel, wie bei einer Malerei an einem feuchten Orte. Richelieu, boshafter als ein Weib, schlürfte seine Rache. Er hatte sich Taverney, dem Vater, genähert, und diese beiden Greise bildeten eine Gruppe von Bildsäulen, die man die Heuchelei und die Verderbtheit, ein Unionsprojekt blinzelnd, hätte nennen

*) „Ich habe meinen Diener verloren, Colin verläßt mich."
D. Ü.

können. Ihre Freude wurde um so lebhafter, je mehr die Stirne der Madame Dubarry nach und nach sich verdüsterte. Sie steigerte sie auf's Höchste, indem sie mit einer Art von Zorn aufstand, was gegen alle Regeln verstieß, da der König noch saß. Die Höflinge fühlten den Sturm, wie die Ameisen, und beeilten sich, den Schutz der Stärkeren zu suchen. Daher sah man die Frau Dauphine dichter von ihren Freunden umgeben, Madame Dubarry von den ihrigen thätiger geliebkoset. Nach und nach wich das Interesse der Probe von seiner natürlichen Linie ab, und neigte sich zu einer Richtung der Ideen. Es handelte sich nicht mehr um Colette oder um Colin, und viele Zuschauer dachten, daß vielleicht die Reihe an Madame Dubarry käme, bald zu singen:

„J'ai perdu mon serviteur,
Colin me délaisse.“ *)

„Siehst Du,“ sagte Richelieu leise zu Taverney, „siehst Du den betäubenden Erfolg Deiner Tochter?“

Und er zog ihn in den Corridor, eine Glasthüre aufstoßend, wodurch er das Herabfallen eines Neugierigen veranlaßte, der sich an das Querstück geklammert hatte, um in den Saal zu sehen.

„Der Henker hole den Schlingel,“ brummte Herr von Richelieu, seinen Aermel ausstreifend, den der Gegenschlag der Thüre zerknittert hatte, und vorzüglich als er den Neugierigen wie die Arbeiter im Schlosse gekleidet sah. Es war wirklich einer, dem es, mit einem

*) „Ich habe meinen Diener verloren, Colin verläßt mich.“
D. Ü.

Korbe voll Blumen unter dem Arme, gelang, sich hinter dem Glase emporzuhissen, und mit den Augen in den Saal zu dringen, wo er das ganze Schauspiel gesehen hatte.

Er wurde in den Corridor zurückgestoßen, wo er beinahe rückwärts hingestürzt wäre; aber wenn auch er nicht zu Boden fiel, so wurde doch sein Korb umgeworfen.

„Ah! diesen Schlingel kenne ich ja," sagte Taverney mit einem grimmigen Blicke.

„Wer ist er?" fragte der Herzog.

„Was treibst Du hier, Spitzbube?" fragte Taverney.

Gilbert, denn er war's, und der Leser hat ihn bereits erkannt, versetzte stolz: „Sie sehen es, ich schaue zu."

„Anstatt Deine Arbeit zu verrichten," erwiederte Richelieu.

„Meine Arbeit ist beendigt," sagte Gilbert demüthig zum Herzoge, ohne Taverney eines Blickes zu würdigen.

„Ich treffe doch diesen Müssiggänger überall," äußerte Taverney.

„Nun, nun, mein Herr," unterbrach ihn eine Stimme, „sachte ... Mein kleiner Gilbert ist ein guter Arbeiter, und ein sehr fleißiger Botaniker."

Taverney kehrte sich um, und sah Herrn von Jussieu, der Gilbert die Wangen streichelte.

Er wurde roth vor Zorn, und entfernte sich.

„Die Diener hier!" murmelte er.

„Stille!" sagte Richelieu zu ihm, „Nicole ist ja auch da ...; sieh ... in der Ecke jener Thüre, dort

oben . . . die kleine muthwillige Hexe! sie verliert eben so wenig einen Blick." Wirklich hob Nicole, hinter zwanzig andern Domestiken von Trianon, ihren reizenden Kopf empor, und ihre durch das Erstaunen und die Bewunderung aufgesperrten Augen, schienen Alles doppelt zu sehen. Gilbert erblickte sie, und wendete sich auf eine andere Seite.

„Komm, komm" sagte der Herzog zu Taverney, „mir ist's, als ob der König mit Dir sprechen wolle . . . Er sucht."

Und die beiden Freunde entfernten sich in der Richtung nach der Loge des Königs. Madame Dubarry correspondirte, ganz aufrecht stehend, mit Herrn von Aiguillon, der ebenfalls stand. Dieser verlor keine Bewegung seines Onkels aus den Augen. Rousseau bewunderte, allein geblieben, Andrée; er war damit beschäftiget, wenn man uns diesen Ausdruck gestatten will, in sie verliebt zu werden. Die erlauchten Schauspieler gingen, um sich zu entkleiden, in ihre Logen, worin Gilbert die Blumen erneuert hatte. Taverney, der im Gange sich allein befand, seit Herr von Richelieu sich entfernt hatte, um sich zum Könige zu verfügen; fühlte sein Herz in der Erwartung abwechselnd erstarren und glühen. Endlich kam der Herzog zurück, und legte einen Finger auf seine Lippen. Taverney erblaßte vor Freude, und ging seinem Freunde entgegen, der in die königliche Loge ihn führte. Hier hörten sie das, was wenige Leute hören konnten.

Madame Dubarry sagte zum Könige: „Darf ich Eure Majestät heute Abend zur Tafel erwarten?"

Der König antwortete: „Ich fühle mich ermüdet, Gräfin; entschuldigen Sie mich."

Im nämlichen Augenblicke kam der Dauphin, und trat der Gräfin fast auf die Füße, ohne daß er sie zu sehen schien.

„Sire," sagte er, „werden Eure Majestät uns die Ehre erweisen, in Trianon zu soupiren?"

„Nein, mein Sohn; ich sagte es so eben zu Madame, ich bin ermüdet, Eure ganze jugendliche Gesellschaft würde mich betäuben... Ich werde allein soupiren."

Der Dauphin verbeugte sich, und ging fort. Madame Dubarry verneigte sich bis zum Gürtel, und entfernte sich, zitternd vor Zorn. Der König gab nun Richelieu ein Zeichen.

„Herzog," sagte er zu ihm, „ich muß über eine gewisse Angelegenheit mit Ihnen sprechen, welche Sie betrifft."

„Sire..."

„Ich war nicht zufrieden... Ich will, daß Sie mir Aufschluß geben... Hören Sie... ich soupire allein; Sie werden mir Gesellschaft leisten."

Und der König schaute Tavernay an.

„Sie kennen, glaub' ich, diesen Edelmann, Herzog?"

„Herrn von Taverney? Ja, Sire."

„Ah! der Vater von dieser charmanten Sängerin?"

„Ja, Sire."

„Hören Sie, Herzog."

Der König neigte sich, um Richelieu in's Ohr zu flüstern.

Taverney preßte sich die Nägel in die Haut, um kein Zeichen von Gemüthsbewegung zu geben. Einen Moment nachher ging Richelieu bei Taverney vorüber, und sagte zu ihm: „Folge mir, ohne es auffallend zu machen."

„Wohin?" fragte Taverney eben so.

„Komm nur."

Der Herzog ging fort. Taverney folgte ihm auf zwanzig Schritte bis zu den Gemächern des Königs. Der Herzog trat in das Zimmer. Taverney blieb im Vorgemache.

Einhundertundeilftes Kapitel.

Das Schmuckkästchen.

Herr von Taverney wartete nicht lange. Nachdem Richelieu von dem Kammerdiener Seiner Majestät das verlangt hatte, was Seine Majestät auf ihrer Toilette zurückließen, kam er bald wieder mit einem Gegenstande zurück, den der Baron anfangs unter der seidenen Hülle die ihn bedeckte, nicht unterscheiden konnte. Aber der Marschall entriß seinen Freund der Ungeduld; er führte ihn der Gallerie zu.

„Baron," sagte er alsogleich, sobald er sich allein mit ihm sah, „es scheint mir, daß Du bisweilen an meiner Freundschaft, die ich für Dich hege, zweifeltest?"

„Seit unserer Aussöhnung nicht," antwortete Taverney.

„So hast Du an Deinem, und dem Glücke Deiner Kinder gezweifelt?"

„O! was dieß betrifft, ja."

„Nun denn, Du hattest Unrecht. Dein Glück und jenes Deiner Kinder stellt sich mit einer Schnelligkeit ein, die Dich schwindelig machen dürfte."

„Pah!" versetzte Taverney, der einen Theil der Wahrheit durchschimmern sah, der aber Gott sich nicht überlassen hätte, und sich folglich wohl vor dem Teufel hütete; „auf welche Weise stellt sich denn das Glück meines Kindes so schnell ein?"

„Wir haben ja bereits Herrn Philipp, Capitain mit einer vom Könige bezahlten Compagnie."

„O! das ist wahr ...; und ich verdanke es Dir."

„Durchaus nicht. Ferner werden wir vielleicht das Fräulein von Taverney als Marquise sehen . . ."

„Geh doch!" rief Taverney aus, „wie, meine Tochter..."

„Höre, Taverney, der König hat sehr viel Geschmack; die Schönheit, die Anmuth und die Tugend, ein Geleite des Talentes, bezaubern Seine Majestät... Nun aber vereinet das Fräulein von Taverney alle diese Vorzüge in einem ausgezeichneten Grade... Der König ist also vom Fräulein von Taverney bezaubert."

„Herzog," versetzte Taverney, indem er eine Miene von Würde annahm, welche dem Marschalle mehr als grotesk dünkte, „Herzog, wie erklärest Du dieses Wort: bezaubert?"

Richelieu liebte die Ziererei nicht; er antwortete seinem Freunde ohne Umstände:

„Baron, ich bin nicht sehr stark in der Sprachkunde, ich verstehe sogar sehr wenig die Rechtschreiblehre. Bezaubert ... hat für mich immer bedeutet: überaus zu-

frieden, so denk' ich ... Wenn Du überaus betrübt darüber bist, Deinen König mit der Schönheit, mit dem Talente, mit dem Verdienste Deiner Kinder zufrieden zu sehen, so brauchst Du es nur zu sagen ... Ich kehre zu Seiner Majestät zurück."

Und Richelieu drehte sich mit jugendlicher Leichtigkeit auf seinen Hacken um.

„Herzog, Du hast mich nicht recht verstanden," rief der Baron aus, indem er ihn festhielt. „Vertubleu, Du bist rasch."

„Warum sagst Du mir, daß Du nicht zufrieden bist?"

„Ei, dieß sagte ich nicht."

„Du verlangst von mir Erklärungen über das Belieben des Königs ... Alle Wetter über den Einfaltspinsel!"

„Noch einmal, Herzog, ich habe hierüber den Mund nicht aufgethan. Ganz gewiß bin ich zufrieden."

„Ah! Du ... Wohlan, wer wird unzufrieden seyn? ... Deine Tochter?"

„Ei! Ei!"

„Mein Lieber, Du hast Deine Tochter wie ein Wilder, der Du bist, erzogen."

„Mein Lieber, das Fräulein, meine Tochter, hat sich ganz allein erzogen; Du begreifst wohl, daß ich mir dabei keine allzu große Mühe gab ... Ich hatte genug, in meinem Neste Taverney zu leben ...; die Tugend ist bei ihr von selbst gewachsen."

„Und man sagt, daß die Leute vom Lande das Unkraut auszujäten verstehen. Kurz, Deine Tochter ist eine Zierpuppe."

„Du irrest Dich, sie ist eine Taube."

Richelieu schnitt ein Gesicht.

„Nun denn, Dein armes Kind braucht nur einen guten Mann zu suchen, denn die Gelegenheiten, ein Glück zu machen, werden ihr bei diesem Fehler selten zu Theil werden."

Taverney schaute den Herzog mit Besorgniß an.

„Zum Glücke für sie," fuhr er fort, „ist der König so närrisch in die Dubarry verliebt, daß er nie ernstlich auf Andere Acht geben wird."

Die Besorgniß Taverney's verwandelte sich in Angst.

„Deine Tochter und Du," fuhr Richelieu fort, „Ihr dürfet Euch also beruhigen. Ich werde Seiner Majestät die nothwendigen Vorstellungen machen, und der König wird nicht im mindesten von der Welt darauf bestehen."

„Aber worauf? Guter Gott!" rief Taverney ganz bleich aus, den Arm seines Freundes schüttelnd.

„Dem Fräulein Andrée ein kleines Geschenk zu machen, mein lieber Baron."

„Ein kleines Geschenk! ... Was ist's denn?" fragte Taverney voll Gelüst und Hoffnung.

„O! fast nichts," erwiederte Richelieu nachläßig; „dieß . . . da."

Und er zog ein Schmuckkästchen aus seidener Umhüllung.

„Ein Schmuckkästchen!"

„Etwas ganz Unbedeutendes ... ein Halsband von einigen tausend Livres, das Seine Majestät, angenehm überrascht, ihr Lieblingslied von ihr singen gehört zu haben, der Sängerin zum Geschenke machen wollte; das

ist in der Ordnung. Da aber Deine Tochter scheu ist, so sprechen wir nicht mehr davon."

„Herzog, es ist nicht Dein Ernst, das hieße den König beleidigen!"

„Allerdings hieße dieß den König beleidigen; allein ist es nicht immer das Eigenthümliche der Tugend, irgend Jemand oder irgend etwas zu beleidigen?"

„Laß Dir sagen, Herzog," versetzte Taverney, „das Kind ist denn doch nicht so unvernünftig."

„Das heißt: Du sprichst so, aber nicht Dein Kind."

„O! ich weiß sehr wohl, was sie sagen oder thun wird."

„Die Chinesen sind sehr glücklich," äußerte Richelieu.

„Warum?" fragte Taverney verblüfft.

„Weil sie viele Canäle und Flüsse in ihrem Lande haben."

„Herzog, Du giebst dem Gespräche eine andere Wendung; bring mich nicht zur Verzweiflung; sprich mit mir."

„Ich spreche mit Dir, Baron, und gebe dem Gespräche durchaus keine andere Wendung."

„Warum sprichst Du dann von den Chinesen? Welche Beziehung haben ihre Flüsse auf meine Tochter?"

„Eine sehr große... Die Chinesen, sag' ich Dir, genießen das Glück, ihre Töchter, wenn sie zu tugendhaft sind, ohne irgend einen Anstand ertränken zu dürfen."

„Höre, Herzog," bemerkte Taverney, „man muß auch gerecht seyn. Setze den Fall, du habest eine Tochter."

„Pardieu, ich habe eine . . .; und wollte man mir sagen, daß sie allzu tugendhaft wäre, die da . . . so müßte man recht boshaft seyn!!"

„Es würde Dir denn doch lieber seyn, wenn sie anders wäre, nicht wahr?"

„O! ich bekümmere mich nicht mehr um meine Kinder, wenn sie einmal älter als acht Jahre sind."

„Höre mich wenigstens an. Wenn der König mir den Auftrag gäbe, Deiner Tochter ein Halsband anzubieten, und Deine Tochter würde sich bei Dir beklagen?"

„O! mein Freund, keine Vergleichung. Ich habe immer am Hofe gelebt; Du lebtest wie ein Hurone; hier ist nichts zu vergleichen. Was Dir als Tugend erscheint, dünkt mir Albernheit; nichts ist widerlicher, siehst Du, wisse es zu Deiner Darnachachtung, als zu den Leuten zu sagen: „Was würden Sie in dieser oder jener Lage thun?" und dann täuschest Du Dich in Deinen Vergleichungen, mein Lieber. Es ist durchaus nicht die Rede davon, daß ich Deiner Tochter ein Halsband anbieten soll."

„Du sagtest es mir."

„Ich? Davon hab' ich kein Wort gesprochen. Ich sagte, daß der König mir befohlen habe, ein Schmuckkästchen bei ihm für das Fräulein von Taverney zu holen, deren Stimme dem Könige gefiel; aber ich äußerte nicht ein einziges Mal, daß Seine Majestät mich beauftragt habe, es der jungen Person anzubieten."

„Dann weiß ich wahrhaftig nicht mehr," entgegnete der Baron höchst betrübt, „wo mir der Kopf steht. Ich verstehe kein Wort, Du sprichst in Räthseln. Warum gab der König dieses Halsband her, wenn nicht, um es zu verschenken? warum beauftragte er Dich damit, wenn nicht, damit Du es einhändigest?"

Richelieu stieß einen lauten Schrei aus, als ob er eine Spinne erblickte.

„Ah!“ sagte er, „puh! puh! der Hurone ... pfui, das garstige Thier!“

„Wer denn?“

„Ei, Du, mein guter Freund, Du, mein Vertrauter ... in Deinem Kopfe spukt's, mein armer Baron.“

„Ich weiß nicht mehr ...“

„Nein, Du weißt nichts. Mein Lieber, wenn ein König einer Frauensperson ein Geschenk macht, und den Herrn von Richelieu mit dieser Commission beauftragt, ist das Geschenk kostbar, und die Commission gut besorgt, merke Dir dieß ... Ich händige die Schmuckkästchen nicht ein, mein Lieber; dieß war das Geschäft des Herrn Lebel. Hast Du Herrn Lebel gekannt?“

„Wem giebst Du dann den Auftrag?“

„Mein Freund,“ antwortete Richelieu, indem er Taverney auf die Schulter klopfte, und die freundliche Geberde mit einem teuflischen Lächeln begleitete, „wenn ich mit einer so bewundernswürdigen Tugend zu thun habe, wie Fräulein Andrée, bin ich moralisch wie irgend Jemand; wenn ich einer Taube mich nähere, wie Du sagst, verräth nichts in mir den Raben; werde ich zu einem jungen Frauenzimmer gesendet, so spreche ich mit dem Vater ... Ich spreche mit Dir, Taverney, und händige Dir das Schmuckkästchen ein, damit Du es Deiner Tochter giebst ... Nun, willst Du ...“

Er reichte ihm das Schmuckkästchen.

„Oder willst Du nicht?“

Er zog seine Hand zurück.

„O! ja doch, ja doch," rief der Baron aus, „sag dieß doch gleich; sag, daß ich von Seiner Majestät beauftragt bin, dieses Geschenk zu übergeben: es ist ganz legitim und wird ganz väterlich, es reiniget sich...."

„Dazu müßtest Du Seine Majestät im Verdachte schlechter Absichten haben," erwiederte Richelieu ernst. „Nun aber würdest Du dieß nicht wagen, nicht wahr?"

„Gott bewahre mich davor! Aber die Welt ... nämlich meine Tochter."

Richelieu zuckte die Achseln.

„Nimmst Du ... ja oder nein?" fragte er.

Taverney streckte rasch seine Hand aus.

„Du bist gleichsam moralisch?" sagte er zum Herzoge mit einem Lächeln, das zwillingsähnlich jenem war, welches Richelieu so eben an ihn gerichtet hatte.

„Findest Du nicht, Baron," entgegnete der Marschall, „daß es von reiner Moralität zeugt, den Vater in's Mittel treten zu lassen, den Vater, der Alles reiniget, wie Du sagtest, zwischen der Bezauberung des Monarchen und dem Zauber Deiner Tochter? ... Möge Herr Jean-Jacques Rousseau, der eben erst da herum strich, uns beurtheilen; er wird Dir sagen, daß der selige Joseph im Vergleiche mit mir unkeusch war."

Richelieu sprach diese wenigen Worte mit einem Phlegma, mit einer ruckweisen Vornehmheit, mit einer Geschraubtheit, welche Taverney's Bemerkungen Schweigen auferlegten, und in dem Glauben ihn bestärkten, daß er überzeugt seyn müsse.

Er faßte also die Hand seines vornehmen Freun

des, drückte sie, und sagte: „In Folge Deines Zartgefühles wird meine Tochter dieses Geschenk annehmen können.“

„Quelle und Ursprung dieses Glückes, worüber ich mit Dir im Beginne unserer langweiligen Erörterung der Tugend sprach.“

„Ich danke, lieber Herzog, ich danke von ganzem Herzen.“

„Noch ein Wort; verbirg sorgfältig vor Dubarry's Freunden die Kunde dieser Gunst. Madame Dubarry wäre fähig, den König zu verlassen, und zu fliehen.“

„Der König würde uns darob zürnen!“

„Ich weiß es nicht, aber die Gräfin würde uns deßhalb nicht Dank wissen. Was mich betrifft, ich wäre verloren . . . ; sey verschwiegen.“

„Befürchte nichts. Aber hinterbringe ja dem Könige meinen unterthänigsten Dank.“

„Und jenen Deiner Tochter; ich werde nicht ermangeln . . . Aber Du bist noch nicht am Ende Deiner Gunst . . . Du wirst dem Könige persönlich danken; Seine Majestät ladet Dich heute zur Abendtafel ein.“

„Mich?“

„Dich, Taverney, wir sind unter uns. Seine Majestät, Du, ich, wir werden von der Tugend Deiner Tochter plaudern. Adieu, Taverney, ich sehe Dubarry mit Herrn von Aiguillon; man darf uns nicht beisammen erblicken.“

Er sprach's, und verschwand, leicht wie ein Page, am Ende der Gallerie, indem er Taverney bei seinem Schmuckkästchen zurückließ, gleich einem deutschen Kinde,

das mit dem Spielzeuge erwacht, welches ihm am Vorabende des Weihnachtfestes das Christkindlein in die Hand steckte, während es schlief.

Einhundertundzwölftes Kapitel.

Die kleine Abendtafel Ludwigs XV.

Der Marschall fand Seine Majestät in dem kleinen Salon, wohin ihr einige Höflinge gefolgt waren, die lieber auf die Abendtafel verzichteten, als auf Andere, außer ihnen, den zerstreuten Blick des Monarchen fallen zu lassen. Aber Ludwig XV. schien an diesem Abende etwas Anderes zu thun zu haben, als diese Herren anzuschauen. Er entließ Jedermann mit der Aeußerung, daß er nicht soupiren würde, oder allein, wenn er soupiren sollte. Nach erhaltener Beabschiedung, und aus Furcht, Monseigneur dem Dauphin zu mißfallen, wofern sie nicht bei dem Feste anwesend wären, das er ihnen in Folge der Probe gab, flogen alsogleich alle seine Gäste davon, wie ein Schwarm schmarotzender Tauben, und richteten ihren Flug demjenigen zu, dessen Anblick ihnen vergönnt war, zu behaupten bereit, daß sie seinetwegen sich aus dem Salon Seiner Majestät davon gemacht hätten. Ludwig XV., den sie mit solcher Hast verließen, war weit entfernt, an sie zu denken. Die Kleinlichkeit dieses ganzen Haufens von Hofschranzen, hätte ihm zu einer andern Zeit ein Lächeln abgenöthiget, aber dießmal weckte sie gar kein Gefühl bei diesem so spöttischen Monarchen, daß er kein Gebrechen des Geistes

oder Leibes seines besten Freundes verschonte, vorausgesetzt, daß Ludwig XV. jemals einen Freund besaß. Nein, in diesem Momente schenkte Ludwig XV. seine ganze Aufmerksamkeit einem Wagen, der vor der Thüre der Nebengebäude von Trianon hielt, und dessen Kutscher, um seine Pferde anzutreiben, zu warten schien, bis die Ladung des Gebieters in der vergoldeten Kutsche bemerkbar würde. Dieser Wagen war jener der Madame Dubarry, durch Kerzen erhellt. Zamore saß neben dem Kutscher, und schlenkerte seine Beine vorwärts und rückwärts, wie es ein Schaukelstuhl macht. Endlich erschien Madame Dubarry, die sich ohne Zweifel in den Gängen verspätet hatte, in der Hoffnung, dort irgend eine Botschaft vom Könige zu erhalten, am Arme des Herrn Herzogs von Aiguillon. Man merkte ihren Zorn, oder wenigstens das Mißvergnügen über getäuschte Erwartung, an der Schnelligkeit ihres Ganges. Sie affectirte zu viel Entschlossenheit, um nicht den Kopf verloren zu haben. Jean, sehr düster, den in der Zerstreuung ganz platt gedrückten Hut unter seinem Arme, kam hinter seiner Schwägerin; er hatte diesem Schauspiele nicht beigewohnt, da Monseigneur der Dauphin ihn dazu einzuladen vergaß; allein er war ein wenig wie ein Lackai in das Vorzimmer getreten, mindestens eben so sinnend, wie Hippolyt, indem er seine Hemdkrause auf einer silberfarbenen Weste mit Rosablumen wehen ließ, und nicht einmal seine zerrissenen Manschetten anschaute, die sich seinen traurigen Gedanken anzupassen schienen. Jean hatte seine Schwägerin blaß und bestürzt gesehen, und daraus geschlossen, daß die Gefahr groß sey. Jean war

in der Diplomatie nur gegen die Leiber muthig, niemals gegen die Fantome. Der König sah von seinem Fenster aus, und hinter seinem Vorhange versteckt, diese klägliche Procession vorüberziehen, welche wie Kartenkapuciner in den Wagen der Gräfin versank; dann, nach zugemachtem Kutschenschlage, nachdem der Lackai wieder hinten auf den Wagen gestiegen war, schüttelte der Kutscher seine Zügel, und die Pferde rannten in starkem Galoppe von dannen.

„O! O!" sagte der König, „ohne daß sie mich zu sehen sucht, ohne daß sie mit mir zu sprechen sucht. . . die Gräfin ist wüthend."

Und er wiederholte ganz laut: „Ja, die Gräfin ist wüthend!"

Richelieu, der so eben wie ein erwarteter Mann in das Zimmer geschlüpft war, erhaschte die letzteren Worte.

„Wüthend, Sire," sagte er, „und worüber? Darüber daß Eure Majestät sich ein wenig ergötzen? O! das ist schlecht von Seiten der Gräfin."

„Herzog," erwiederte Ludwig XV., „ich ergötze mich nicht, im Gegentheile, ich bin müde, und suche zu ruhen. Die Musik spannt mich ab; ich hätte, würde ich auf die Gräfin gehört haben, in Luciennes soupiren, essen, und vorzüglich trinken müssen; die Weine der Gräfin sind schlecht, ich weiß nicht, aus welchen Trauben fabrizirt, aber sie machen ganz weh; meiner Treue, ich will lieber hier meiner Bequemlichkeit fröhnen."

„Und Eure Majestät haben hundertmal Recht," äußerte der Marschall.

„Zudem wird die Gräfin sich zerstreuen! Bin ich ein

so liebenswürdiger Gesellschafter? Sie mag's immerhin sagen, ich glaub's nicht."

„Ach! dießmal haben Eure Majestät Unrecht," sagte der Marschall.

„Nein, Herzog, nein, wahrhaftig; ich zähle meine Tage, und überlege."

„Sire, die Frau Gräfin sieht ein, daß sie auf keinerlei Weise eine bessere Gesellschaft haben könnte, und dieß macht sie wüthend."

„In der That, Herzog, ich weiß nicht, wie Sie es anstellen; Sie lenken die Frauen noch immer, wie wenn Sie zwanzig Jahre alt wären. In diesem Alter wählt der Mann; aber in meinen Jahren, Herzog . . ."

„Nun denn, Sire?"

„Nun denn, da macht die Frau ihre Berechnung."

Der Marschall begann zu lachen.

„Wohlan, Sire," sagte er, „ein Grund mehr, und wenn Eure Majestät glauben, daß die Gräfin sich zerstreue, so trösten wir uns."

„Ich sage nicht, daß sie sich zerstreue, Herzog; ich sage, daß sie zuletzt Zerstreuungen suchen werde."

„Ah! ich möchte mir nicht erlauben, Eurer Majestät zu sagen, daß man dieß nie gesehen habe."

Der König erhob sich, sehr aufgeregt.

„Wen hab' ich noch da?" fragte er.

„Ihren ganzen Dienst, Sire."

Der König sann einen Augenblick nach.

„Aber Sie," fragte er, „haben Sie Jemand?"

„Ich habe Raffé!"

„Gut."

„Was soll er thun, Sire?“

„Nun denn, Herzog, er sollte sich erkundigen, ob Madame Dubarry wirklich nach Luciennes zurückkehrt.“

„Die Gräfin ist fortgefahren, dünkt mir.“

„Scheinbar, ja.“

„Aber wohin soll sie denn, nach Eurer Majestät Meinung, gehen?“

„Wer weiß es! Die Eifersucht macht sie verrückt, Herzog.“

„Sire, sollten es nicht vielmehr Eure Majestät seyn?“

„Wie, was?“

„Eifersüchtig.“

„Herzog!“

„Wahrhaftig, dieß wäre für uns Alle demüthigend, Sire.“

„Ich eifersüchtig?“ rief Ludwig XV. mit einem gezwungenen Lachen aus; „wahrhaftig, Herzog, sprechen Sie im Ernste?“

In der That, Richelieu glaubte es nicht. Man muß sogar gestehen, daß er im Gegentheile der Wahrheit sehr nahe war, indem er dachte, daß der König nur deßhalb zu erfahren wünsche, ob Madame Dubarry auch wirklich nach Luciennes sey, um sicher zu seyn, daß sie nicht nach Trianon zurückkehren würde.

„Es bleibt also dabei, Sire,“ sagte er ganz laut, „ich schicke Raffé auf Kundschaft aus?“

„Schicken Sie, Herzog.“

„Nun, was thun Eure Majestät vor der Abendtafel?“

„Nichts, wir soupiren unverzüglich. Haben Sie die bewußte Person in Kenntniß gesetzt?“

„Ja, sie ist im Vorzimmer Eurer Majestät."

„Was hat sie gesagt?"

„Sie hat den innigsten Dank ausgedrückt."

„Und die Tochter?"

„Man hat noch nicht mit ihr gesprochen."

„Herzog, Madame Dubarry ist eifersüchtig, und sie könnte wohl zurückkommen."

„Ah! Sire, dieß wäre ein allzu schlechter Geschmack, und ich halte die Gräfin eines solchen Streiches für unfähig."

„Herzog, sie ist in einem solchen Momente Alles fähig, und vorzüglich wenn der Haß sich zur Eifersucht gesellt. Sie verabscheuet Sie; ich weiß nicht, ob Ihnen dieß bekannt ist?"

Richelieu verbeugte sich.

„Ich weiß, daß sie mir diese Ehre erweiset, Sire."

„Sie verabscheuet auch den Herrn von Taverney."

„Wenn Eure Majestät gut zählen möchten, so bin ich überzeugt, daß es eine dritte Person giebt, welche sie noch mehr verabscheuet, als den Baron."

„Welche denn?"

„Fräulein Andrée."

„Ah!" versetzte der König, „ich finde dieß ziemlich natürlich."

„Dann . . ."

„Ja, allein, allein deßhalb muß man doch darüber wachen, Herzog, daß Madame Dubarry heute Nacht nicht irgend ein Scandal beginne."

„Ganz im Gegentheile, und dieß beweiset die Nothwendigkeit dieser Maßregel."

„Da kommt der Haushofmeister: stille! ertheilen Sie Raffé Ihre Weisungen, und verfügen Sie sich mit der bewußten Person zu mir in den Speisesaal.“

Ludwig XV. stand auf und ging in den Speisesaal, während Richelieu durch die entgegengesetzte Thüre sich entfernte. Fünf Minuten nachher erschien er bei dem Könige, von dem Barone begleitet. Der König wünschte Taverney huldvoll einen guten Abend. Der Baron war ein Mann von Geist; er antwortete auf jene, gewissen Leuten eigenthümliche Art, welche bewirkt, daß man von Königen und Prinzen als zu ihrer Gesellschaft gehörend erkannt wird, und daß sie sich ihnen gegenüber sogleich behaglich fühlen. Man setzte sich an die Tafel, und soupirte. Ludwig XV. war ein schlechter König, aber ein charmanter Mensch; seine Gesellschaft, wenn er wollte, voll Reize für die Trinker, die Plauderer und die Lüstlinge. Kurz der König hatte das Leben von seinen angenehmen Seiten genau studirt. Er aß mit gutem Appetite, befahl, daß man seinen Gästen zu trinken gebe, und brachte das Gespräch auf die Musik. Richelieu erhaschte den günstigen Augenblick.

„Sire,“ sagte Richelieu, „wenn die Musik die Menschen in Einklang bringt, wie unser Balletmeister sagt, und wie Eure Majestät zu glauben scheinen, wird sie das Nämliche von den Frauen behaupten?“

„O! Herzog,“ erwiederte der König, „reden wir nicht von den Frauen. Seit dem trojanischen Kriege bis auf unsere Tage, haben die Frauen immer eine der Musik entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht; Sie vorzüglich, Sie haben allzugroße Rechnungen mit ihnen zu

ordnen, um gerne ein solches Gespräch auf's Tapet bringen zu sehen; unter Andern ist eine darunter, und nicht die am wenigsten Gefährliche von Allen, mit welcher Sie in bitterster Feindschaft leben."

„Die Gräfin, Sire? Ist's meine Schuld?"

„Ohne Zweifel."

„Ah! ist es denn möglich! Eure Majestät werden mich aufklären, hoff' ich..."

„Mit wenigen Worten, und mit großem Vergnügen," versetzte der König höhnisch.

„Ich bin ganz Ohr, Sire."

„Wie, sie bietet Ihnen das Portefeuille von ich weiß nicht welchem Departement an, und Sie schlagen es aus, weil sie, sagen Sie, nicht unbedingt populär ist."

„Ich?" sagte Richelieu, über die Wendung sehr verlegen, welche das Gespräch nahm.

„Ei doch, das ist das öffentliche Gerücht," äußerte der König mit jener verstellten Gutmüthigkeit, die ihm ganz eigenthümlich war. „Ich weiß nicht mehr, wer mir dieß hinterbracht hat,... ohne Zweifel die Zeitung."

„Wohlan, Sire," sagte Richelieu, die Freiheit, benützend, welche die nicht sehr gewöhnliche Heiterkeit des erlauchten Wirthes seinen Gästen gab, „ich muß gestehen, daß dießmal das öffentliche Gerücht, und selbst die Zeitungen, etwas minder Abgeschmacktes, als gewöhnlich, gebracht haben."

„Wie!" rief Ludwig XV. aus, „Sie haben wirklich ein Ministerium ausgeschlagen, mein lieber Herzog?"

Richelieu befand sich, wie man leicht begreifen wird, in einer schwierigen Lage. Der König wußte besser,

als Jemand, daß er gar nichts ausgeschlagen hatte. Es handelte sich also von Seiten des Herzogs darum, genug zu antworten, um der Mystifikation des Königs zu entschlüpfen, ohne den Vorwurf der Lüge zu riskiren, welchen der Baron bereits auf seinen Lippen und in seinem Lächeln hatte.

„Sire," entgegnete Richelieu, „halten wir uns nicht an die Wirkungen, ich bitte Sie, sondern an die Ursache. Ob ich ein Portefeuille ausgeschlagen habe, oder nicht, das ist ein Staatsgeheimniß, welches Eure Majestät mitten unter Gläsern nicht zu verkünden brauchen; allein die Ursache, aus der ich das Portefeuille ausgeschlagen hätte, wenn das Portefeuille mir wäre angeboten worden: das ist die Hauptsache."

„O! O! Herzog, und diese Ursache ist kein Staatsgeheimniß, wie es scheint," äußerte der König lachend.

„Nein, Sire, und vorzüglich nicht für Eure Majestät, die für mich und meinen Freund, den Baron von Taverney, in diesem Momente,... ich bitte die Gottheit deßhalb um Verzeihung... der liebenswürdigste sterbliche Amphytrion ist, den man sehen kann; ich habe also keine Geheimnisse für meinen König. Ich schließe ihm meine ganze Seele auf, denn ich möchte nicht, daß gesagt würde, der König von Frankreich habe nicht einen einzigen Diener, der ihm die volle Wahrheit sagt."

„Nun denn," sagte der König, während Taverney, ziemlich unruhig, weil er fürchtete, Richelieu möchte zu viel sprechen, die Lippen kniff, und sein Gesicht ängstlich nach jenem des Königs formte, „die Wahrheit, Herzog!"

„Sire, in Ihrem Staate sind zwei Mächte, denen

ein Minister gehorchen sollte: die erste ist Ihr Wille; die zweite ist jener der vertrautesten Personen, welche Eure Majestät zu wählen geruhen; die erste Macht ist unwiderstehlich, Niemand darf daran denken, sich ihr zu entziehen; die zweite ist noch heiliger, denn sie legt Jedem Herzenspflichten auf, welcher Ihnen dient. Sie heißt . . . Ihr Vertrauen; ein Minister soll, um ihm zu gehorchen, den Günstling oder die Favoritin seines Königs lieben."

Ludwig XV. begann zu lachen.

„Herzog," sagte er, „das ist eine sehr schöne Maxime, und die ich gerne aus Ihrem Munde vernehme; aber ich fordere Sie auf, sie mit zwei Trompetern auf dem Pont-Neuf auszurufen."

„O! ich weiß wohl, Sire," erwiederte Richelieu, „daß die Philosophen die Waffen daraus nehmen würden; aber ich glaube nicht, daß ihr Geschrei bei Eurer Majestät und bei mir einigen Eindruck machen könnte. Die Hauptsache ist, daß die beiden vorwiegenden Willensmeinungen des Königreiches zufrieden gestellt werden. Wohlan, den Willen einer gewissen Person, Sire, . . . ich sage es Eurer Majestät muthig, sollte auch meine Ungnade, nämlich mein Tod davon abhangen, den Willen der Madame Dubarry könnte ich nicht vollziehen."

Ludwig XV. schwieg.

„Ein Gedanke war in mir aufgetaucht," fuhr Richelieu fort, „ich schaute neulich, am Hofe Eurer Majestät, um mich her; und sah wahrhaftig so viele schöne adelige Fräulein, so viele wonnestrahlende Frauen, daß es mir, wäre ich König von Frankreich gewesen, eine Wahl zu treffen fast unmöglich würde gewesen seyn."

Ludwig **XV.** wendete sich zu Taverney, der, da er sich ganz sachte in das Gespräch verwickelt werden sah, vor Furcht und Hoffnung bebte, während er mit seinen Augen und mit seinem Hauche der Beredsamkeit des Marschalls beistand, wie wenn er das mit seinem Glücke beladene Schiff hafenwärts getrieben hätte.

„Nun, ist dieß Ihre Meinung, Baron?“ fragte der König.

„Sire,“ erwiederte Taverney mit einem von Stolz ganz aufgeblasenen Herzen, „der Herzog scheint mir Eurer Majestät seit einigen Augenblicken vortreffliche Dinge zu sagen.“

„Sie sind also hinsichtlich der schönen Fräulein seiner Meinung?“

„Es dünkt mir, Sire, daß es am Hofe von Frankreich wirklich sehr schöne giebt.“

„Sie theilen also seine Ansicht, Baron?“

„Ja, Sire.“

„Und Sie würden mich aneifern, wie er, unter den Schönheiten des Hofes eine Wahl zu treffen?“

„Ich würde es zu gestehen wagen, daß ich der Ansicht des Marschalls bin, Sire, wenn ich glauben dürfte, daß dieß auch die Ansicht Eurer Majestät sey.“

Ein Moment des Schweigens trat ein, während dessen der König Taverney wohlgefällig anschaute.

„Meine Herren,“ sagte er, „ohne Zweifel würde ich Ihren Rath befolgen, wäre ich erst dreißig Jahre alt. Ich hätte eine leicht begreifliche Neigung dazu, aber ich fühle mich jetzt ein wenig zu alt, um leichtgläubig zu seyn.“

„Leichtgläubig! erklären Sie mir dieses Wort, ich bitte Sie, Sire.“

„Leichtgläubig seyn, mein lieber Herzog, bedeutet: glauben; nun aber wird nichts gewisse Dinge glauben machen.“

„Welche?“

„Daß man in meinem Alter Liebe einflößen könne.“

„Ah! Sire,“ rief Richelieu aus, „ich hatte bis zu diesem Augenblicke geglaubt, daß Eure Majestät der artigste Edelmann Ihres Königreiches seyen; aber ich sehe mit tiefem Schmerze, daß ich in einer Täuschung befangen war.“

„In wie ferne denn?“ fragte der König lachend.

„In so ferne, daß ich alt bin, wie Methusalem, da ich im Jahre 94 geboren wurde. Bedenken Sie es wohl, Sire, ich bin um sechzehn Jahre älter, als Eure Majestät.“

Dieß war von Seiten des Herzogs eine geschickte Schmeichelei. Ludwig XV. bewunderte noch immer das Alter dieses Mannes, der in seinem Dienste eine so zahlreiche Jugend getödtet hatte; denn mit diesem Beispiele vor Augen, konnte er das nämliche Alter zu erreichen hoffen, wie er.

„Es mag seyn,“ versetzte Ludwig XV., „aber ich hoffe, daß Sie sich nicht mehr einbilden werden, Ihretwegen geliebt zu werden, Herzog?“

„Wenn ich dieß glaubte, Sire, würde ich mich alsogleich mit zwei Frauen entzweien, die mir noch diesen Morgen das Gegentheil gesagt haben.“

„Wohlan, Herzog,“ äußerte Ludwig XV., „wir wol-

len sehen, wir wollen sehen, Herr von Taverney; die Jugend verjüngert, es ist wahr..."

„Ja, ja, Sire, und das edle Blut ist eine heilsame Infusion, abgesehen davon, daß bei einer Veränderung ein reicher Geist, wie jener Eurer Majestät, immer gewinnt, und niemals verliert."

„Ich erinnere mich jedoch," gab Ludwig XV. zu bemerken, „daß mein Großvater, als er alt wurde, den Frauen nicht mehr mit der nämlichen Kühnheit den Hof machte."

„Ei, ei, Sire," sagte Richelieu, „Eure Majestät kennen meine ganze Ehrfurcht für den seligen König, der mich zweimal in die Bastille steckte; aber dieß darf mich nicht hindern, zu sagen, daß zwischen dem reifen Alter Ludwigs XIV. und dem reifen Alter Ludwigs XV. keine Vergleichung anzustellen ist. Was Teufels! Eure allerchristlichste Majestät treiben, während Sie Ihren Titel als ältester Sohn der Kirche ehren, den Ascetismus nicht bis zum Vergessen Ihrer menschlichen Natur."

„Meiner Treue, nein," sagte Ludwig XV.; „ich gestehe dieß, weil ich weder meinen Arzt, noch meinen Beichtvater da habe."

„Wohlan, Sire, der König, Ihr Großvater, setzte oft durch sein Uebermaß religiösen Eifers und durch seine zahlreichen Abtödtungen, Frau von Maintenon in Erstaunen, die jedoch älter war, als er. Ich wiederhole es, gestehen Sie, Sire, kann man den Menschen mit dem Menschen vergleichen, wenn man von Ihren beiden Majestäten spricht?"

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Der König war an diesem Abende gut gelaunt, Richelieu's Worte waren eben so viele aus dem Jugendbrunnen gefallene Wassertropfen. Richelieu dachte, daß der Moment gekommen sey, und stieß mit dem Knie Taverney's Knie.

„Sire," sagte dieser, „wollen Eure Majestät meinen Dank für das prächtige Geschenk entgegennehmen, das Sie meiner Tochter gemacht haben?"

„Sie brauchen mir deßhalb nicht zu danken, Baron," erwiederte der König; „das Fräulein von Taverney gefällt mir wegen seiner ehrbaren und anstandsvollen Anmuth. Ich wollte, meine Töchter hätten noch ihren Hofstaat zu ordnen; gewiß, Fräulein Andrée . . . so heißt sie, nicht wahr?"

„Ja, Sire," antwortete Taverney, entzückt darüber, daß der König den Taufnamen seiner Tochter wußte.

„Ein hübscher Name. Gewiß, Fräulein Andrée wäre die Erste in dem Verzeichnisse gewesen; allein bei mir ist Alles besetzt. Indessen wird das junge Mädchen, Baron, lassen Sie sich's gesagt seyn, meine ganze Protection erhalten; sie ist nicht reich ausgestattet, glaub' ich?"

„Ach! nein, Sire."

„Wohlan, ich werde mich mit ihrer Verheirathung beschäftigen."

Taverney verbeugte sich sehr tief.

„Eure Majestät hätten dann wohl die Güte, den Gatten zu suchen, denn ich gestehe, daß bei unserer Armuth, welche fast an Elend grenzt . . ."

„Ja, ja, seyen Sie hierüber ruhig," bemerkte Lud-

wig XV.; „aber sie ist sehr jung, dünkt mir, und es hat keine Eile.“

„Es hat um so weniger Eile, Sire, da Eure Majestät einen Abscheu vor dem Ehestande haben.“

„Hören Sie es,“ sagte Ludwig XV., indem er sich die Hände rieb, und Richelieu anschaute. „Wohlan, in jedem Falle rechnen Sie auf mich, Herr von Taverney, wenn Sie in Verlegenheit sind.“

Nach diesen Worten erhob sich Ludwig XV., und sagte, zum Herzoge sich wendend: „Marschall!“

Der Herzog näherte sich dem Könige.

„Ist die Kleine zufrieden gewesen?“

„Womit, Sire?“

„Mit dem Schmuckkästchen?“

„Verzeihen mir Eure Majestät, daß ich leise mit Ihnen spreche; aber der Vater horcht, und er braucht nicht zu hören, was ich Ihnen sagen werde.“

„Bah!“

„Nein.“

„So sprechen Sie.“

„Sire, die Kleine hat einen Abscheu vor dem Ehestande, das ist wahr, aber dessen bin ich ganz gewiß, daß sie vor Eurer Majestät keinen Abscheu hegt.“

Nachdem der Marschall dieß mit einer Vertraulichkeit gesprochen hatte, die dem Könige gerade durch das Uebermaß von Freimüthigkeit gefiel, trippelte er eilig Taverney nach, der sich aus Ehrerbietung auf die Schwelle der Gallerie zurückgezogen hatte. Beide entfernten sich durch die Gärten. Der Abend war prächtig. Zwei Lakaien gingen vor ihnen her, mit Fackeln

in der einen Hand, und mit der andern die Spitzen der blühenden Zweige wegstreifend; man sah noch die beleuchteten Fenster von Trianon durch den Schweiß der Scheiben hindurch, die durch die Trunkenheit von fünfzig Gästen der Frau Dauphine entflammt waren. Die Musik Seiner Majestät beseelte den Menuett, denn nach der Abendtafel hatte man getanzt, und tanzte noch. In einem dichten Gebüsche von Lila und Schneeballen, betrachtete Gilbert, auf dem Boden knieend, das Schattenspiel hinter den durchsichtigen Vorhängen. Der auf die Erde stürzende Himmel hätte diesen Beschauer nicht zerstreut, der von der Schönheit berauscht war, welcher er in allen Krümmungen des Tanzes folgte. Als jedoch Richelieu und Taverney vorübergingen, das Gebüsch streifend, in welchem dieser Nachtvogel versteckt war, bewirkten der Klang ihrer Stimmen, und vorzüglich ein gewisses Wort, daß Gilbert den Kopf aufhob. Dieß geschah, weil dieses Wort besonders für ihn wichtig und bedeutungsvoll war. Der Marschall, auf den Arm seines Freundes gestützt, und zu seinem Ohre geneigt, sagte zu ihm: „Alles wohl betrachtet, Alles wohl erwogen, Baron, es ist hart, Dir's zu gestehen, aber ... Du mußt Deine Tochter schnell in ein Kloster reisen lassen.“

„Und warum?“ fragte der Baron.

„Weil der König, ich möchte darauf wetten,“ antwortete der Marschall, „in das Fräulein von Taverney närrisch verliebt ist.“

Gilbert wurde bei diesen Worten blässer, als die flockigen Schneeballen, welche auf seine Schulter und auf seine Stirne herabgaukelten.

Einhundertunddreizehntes Kapitel.

Die Ahnungen.

Am andern Tage, als es auf der Uhr zu Trianon so eben Mittag geschlagen hatte, rief Nicole Andrée zu, die noch nicht aus ihrem Zimmer gekommen war: „Fräulein, Fräulein, Herr Philipp ist da."

Dieser Zuruf erscholl vom Fuße der Treppe her. Andrée, ganz überrascht, aber zugleich ganz freudig, machte ihren Morgenmantel von Musselin zu, und eilte dem jungen Manne entgegen, der wirklich so eben im Hofe von Trianon vom Pferde gestiegen war, und sich bei einigen Domestiken nach der Stunde erkundigte, zu welcher er mit seiner Schwester sprechen könnte. Andrée öffnete also selbst die Thüre, und stand alsogleich Philipp gegenüber, welchen die dienstfertige Nicole im Hofe geholt hatte, und über die Stufen geleitete. Das junge Mädchen fiel seinem Bruder um den Hals, und Beide kehrten in Andrée's Zimmer zurück, von Nicole gefolgt. Nun erst gewahrte Andrée, daß Philipp ernster war, als gewöhnlich, daß selbst in seinem Lächeln Traurigkeit lag, daß er seine elegante Uniform mit der sorgfältigsten Genauigkeit trug, und einen zusammengerollten Reisemantel unter seinem linken Arme hielt.

„Was giebt's denn, Philipp?" fragte sie alsogleich mit jenem Instinkte zarter Seelen, für welche ein Blick eine genügende Offenbarung ist.

„Meine Schwester," sagte Philipp, „ich erhielt diesen Morgen den Befehl, mich zu meinem Regimente zu begeben."

„Und Sie reisen?"

„Ich reise."

„O!" erwiederte Andrée, die in diesem Schmerzensrufe ihren ganzen Muth, und einen Theil ihrer Kräfte aushauchte. Und obgleich diese Abreise etwas sehr Natürliches war, worauf sie sich gefaßt machen mußte, fühlte sie durch diese Nachricht sich dennoch so angegriffen, daß sie genöthiget war, sich am Arme ihres Bruders zu halten."

„Mein Gott," fragte Philipp erstaunt, „betrübt Sie denn diese Abreise so sehr, Andrée? Im Leben eines Soldaten ist es ja, wie Sie wissen, eines der alltäglichsten Ereignisse."

„Ja, ja, ohne Zweifel," murmelte das junge Mädchen; „und wohin gehen Sie, mein Bruder?"

„Meine Garnison ist in Rheims; ich unternehme da keine weite Reise, wie Sie sehen. Freilich kehrt das Regiment, aller Wahrscheinlichkeit nach, von da nach Straßburg zurück."

„Ach!" sagte Andrée, „und wann reisen Sie?"

„Der Befehl schärft mir ein, mich auf der Stelle auf den Weg zu machen."

„Sie kommen also, um von mir Abschied zu nehmen?"

„Ja, meine Schwester."

„Abschied nehmen!"

„Haben Sie mir irgend etwas Besonderes zu sagen, Andrée?" fragte Philipp, ob dieser allzu weit getriebenen Traurigkeit betrübt, für welche sie keine andere Ursache haben konnte, als jene seiner Abreise.

Andrée begriff, daß diese Worte der Nicole galten, die diese Scene mit einem Erstaunen betrachtete, welches der äußerste Schmerz Andrée's rechtfertigte. In der That war Philipps Abreise, das heißt eines Offiziers in seine Garnison, keine Catastrophe, welche so viele Thränen auspressen durfte. Andrée begriff also zu gleicher Zeit Philipp's Gefühl, und Nicole's Erstaunen; sie nahm ein Mäntelchen, das sie über ihre Schultern warf, führte ihren Bruder zur Treppe fort, und sagte: „Kommen Sie, ich werde Sie durch den gedeckten Gang bis zum Parkgitter begleiten, Philipp. Ich hab' Ihnen wirklich viel zu sagen, mein Bruder."

Diese Worte waren für Nicole ein Befehl, sich zu entfernen; sie zog sich die Mauer entlang, und kehrte in das Zimmer ihrer Gebieterin zurück, während diese mit Philipp die Treppe hinabging. Andrée ging die Treppe hinab, welche längs der Capelle liegt, und ging durch die Passage hinaus, welche noch heut zu Tage in den Garten führt; doch, obgleich unabläßig von Philipps besorgtem Blicke befragt, hing sie lange an seinem Arme, ihren Kopf an seine Schulter gestützt, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Dann brach plötzlich ihr Herz, eine Todesbläße bedeckte ihre Züge, ein langes Schluchzen, rang sich bis zu ihren Lippen empor, und Thränenströme umdüsterten ihre Augen.

„Meine liebe Schwester, meine gute Andrée," rief Philipp aus, „um's Himmels willen, was fehlt Ihnen denn?"

„Mein Freund, mein einziger Freund," sagte Andrée, „Sie reisen, Sie lassen mich in dieser Umgebung, in

die ich erst gekommen bin, und Sie fragen mich, warum ich weine. Ach! bedenken Sie, Philipp, ich verlor meine Mutter, als ich geboren wurde; es ist gräßlich zu sagen, aber ich hatte nie einen Vater. Alle kleinen Kümmernisse, die mein Herz empfand, alle kleinen Geheimnisse, die mein Geist barg, hab' ich Ihnen, nur Ihnen anvertraut. Wer hat mir zugelächelt? Wer hat mich geliebkoset? Wer hat mich gewieget, als ich ein Kind war? Sie! Wer hat mich beschützt, seitdem ich groß wurde? Sie! Wer lehrte mich glauben, daß die Geschöpfe Gottes nicht in diese Welt geschleudert wurden, nur um darin zu leiden? Sie, Philipp, immer Sie! Denn im Grunde hab' ich nie Jemand geliebt, seitdem ich auf der Welt bin, ausgenommen Sie, auch hat mich Niemand geliebt, außer Ihnen. O! Philipp! Philipp!" fuhr Andrée melancholisch fort, „Sie wenden den Kopf ab, und ich lese in Ihren Gedanken. Sie denken sich, daß ich jung bin, daß ich schön bin, und daß ich Unrecht habe, nicht auf die Zukunft und auf die Liebe zu denken. Ach! Sie sehen es jedoch wohl, Philipp, es genügt nicht, schön und jung zu seyn, weil Niemand sich um mich bekümmert. Die Frau Dauphine ist gut, werden Sie sagen, mein Freund. Gewiß; sie ist vollkommen, wenigstens in meinen Augen, und ich betrachte sie wie eine Gottheit. Aber es geschieht vorzüglich, weil ich sie in eine übermenschliche Sphäre reihe, daß ich für sie Ehrerbietung, aber keine Zuneigung fühle. Nun aber ist die Zuneigung, Philipp, jenes meinem Herzen so nothwendige Gefühl, welches, immer in meinem Herzen zurückgedrängt, es bricht. —

Mein Vater . . . ei! mein Gott, mein Vater, — ich lehre Sie nichts Neues, Philipp, — ist nicht nur weder mein Beschützer noch mein Freund, sondern er schaut mich auch niemals an, ohne mir Furcht einzujagen. Ja, ja, ich fürchte mich, Philipp, ich fürchte mich vor ihm, vorzüglich seitdem ich Sie reisen sehe. Warum ich mich fürchte? Ich weiß es nicht. Ei, mein Gott, haben die Vögel, welche die brüllenden Herden fliehen, nicht auch Furcht vor dem Sturme, wenn der Sturm heranzieht? Das ist Instinct, werden Sie sagen; aber warum sollten Sie unserer unsterblichen Seele den Instinct des Unglückes absprechen? Seit einiger Zeit gelingt unserer Familie Alles. Ich weiß es wohl. Sie sind Capitain; ich bin in dem Hofstaate der Dauphine angestellt, und bin fast ihre Vertraute; mein Vater hat gestern, wie man sagt, beinahe unter vier Augen mit dem Könige soupirt. Wohlan, Philipp, ich wiederhole es, sollte ich Ihnen verrückt scheinen, all das erschreckt mich mehr, als unsere harmlose Dürftigkeit, und unsere Unbemerktheit zu Taverney."

„Und doch, liebe Schwester," versetzte Philipp traurig, „waren Sie auch dort allein; auch dort war ich nicht bei Ihnen, um Sie zu trösten."

„Ja, aber wenigstens war ich allein, allein mit den Erinnerungen aus meiner Kindheit; es dünkte mir, daß jenes Haus, worin meine Mutter gelebt und geathmet hatte, und gestorben war, mir den heimatlichen Schutz schuldete, wenn man sich so ausdrücken kann: Alles war mir dort süß, liebkosend, zugethan. Ich sah Sie dort mit Ruhe fortreisen, mit Freude zurückkehren; aber ob

Sie abreiseten oder zurückkehrten, mein Herz war nicht ganz bei Ihnen; es hing an jenem lieben Hause, an meinen Gärten, an meinen Blumen, an jenem Ganzen, von dem Sie ehemals nur einen Theil bildeten; jetzt sind Sie das Ganze, Philipp, und wenn Sie mich verlassen, verläßt mich Alles."

„Und dennoch, Andrée," sagte Philipp, „genießen Sie jetzt einen ganz andern Schutz, als den meinigen."

„Das ist wahr."

„Eine schöne Zukunft."

„Wer weiß . . ."

„Warum zweifeln Sie denn?"

„Ich weiß es nicht."

„Das ist Undankbarkeit gegen Gott, meine Schwester."

„O! nein, der Himmel ist mein Zeuge, ich bin nicht undankbar gegen den Herrn, und danke ihm am Abende und am Morgen; allein es scheint mir, daß, anstatt meine Danksagungen zu genehmigen, jederzeit, wenn ich mich hinkniee, eine Stimme von Oben mir sagt: „„Nimm Dich in Acht, junges Mädchen, nimm Dich in Acht!""

„Aber wovor sollst Du Dich in Acht nehmen, antworte? Ich nehme den Fall an, wie Du, daß Dir ein Unglück drohe. Hast Du irgend eine Ahnung dieses Unglückes? Weißt Du, was Du zu thun hast, um ihm, Trotz bietend, entgegen zu gehen, oder ihm auszuweichen?"

„Ich weiß nichts, Philipp, außer daß es mir dünkt, siehst Du, als ob mein Leben nur noch an einem Faden hange, als ob für mich jenseits des Momentes nichts

mehr leuchte, der Deine Abreise bezeichnen wird. Es dünkt mir, mit einem Worte, daß man mich während meines Schlafes an den Rand eines allzu jähen Abgrundes gewälzt habe, um mich erwachend fest halten zu können, daß ich erwacht bin, daß ich den Abgrund sehe, daß ich dennoch dahingezogen werde, und daß Sie abwesend sind; da Sie nicht mehr da sind, um mich zurückzuhalten, so werde ich darin verschwinden, und zerschmettert werden."

„Liebe Schwester, gute Andrée," versetzte Philipp, wider seinen Willen von diesem Ausdrucke eines so wahren Schreckens gerührt, „Sie übertreiben eine Zärtlichkeit, für die ich Ihnen danke. Ja, Sie verlieren einen Freund; aber momentan werde ich nicht so ferne von Ihnen seyn, daß Sie nöthigenfalls mich nicht zurückrufen könnten; bedenken Sie übrigens, daß, mit Ausnahme Ihrer Hirngespinste, nichts Sie bedroht."

Andrée blieb vor ihrem Bruder stehen.

„Woher kommt es dann, Philipp," sagte sie, „daß Sie, ein Mann, der Sie mehr Kraft besitzen, als ich, in diesem Momente eben so traurig sind, wie ich selbst? Wohlan, sprechen Sie, mein Bruder, wie erklären Sie dieß?"

„Das ist leicht, liebe Schwester," antwortete Philipp, den Gang Andrée's hemmend, den sie am Schluße ihrer Worte wieder begonnen hatte. „Wir sind nicht bloß Bruder und Schwester durch die Seele und das Blut, sondern auch durch die Seele und durch die Gefühle; daher leben wir in einem Einverständnisse, welches, wenigstens für mich, seit unserer Ankunft in Paris

eine sehr süße Gewohnheit geworden ist. Ich zerbreche diese Kette, liebe Freundin, oder vielmehr man bricht sie, und die Erschütterung darob wird selbst in meinem Herzen fühlbar. Ich bin also traurig, aber momentan, weiter nichts. Andrée, ich sehe über unsere Trennung hinaus; ich glaube an kein Unglück, wenn nicht an jenes, uns einige Monate lang, vielleicht ein Jahr lang, nicht mehr zu sehen; ich füge mich in mein Loos, und sage Ihnen nicht Lebewohl, sondern: Auf Wiedersehen!"

Ungeachtet dieser tröstenden Worte, antwortete Andrée nur durch ihr Schluchzen und durch ihre Thränen.

„Liebe Schwester," rief Philipp, als er den Ausdruck dieser Traurigkeit erblickte, die ihm unbegreiflich schien, „liebe Schwester, Sie haben mir nicht Alles gesagt, Sie verhehlen mir irgend etwas; sprechen Sie, um's Himmels willen, sprechen Sie!"

Und er nahm sie in seine Arme, zog sie zu sich, und drückte sie an sein Herz, um in ihren Augen zu lesen.

„Nein, nein, Philipp," entgegnete sie, „ich schwöre es Ihnen, Sie wissen Alles, und mein Herz liegt offen vor Ihnen da."

„Nun denn, so fassen Sie Muth, Andrée, ich bitte Sie; betrüben Sie mich nicht so."

„Sie haben Recht," erwiederte sie, „und ich bin thöricht. Hören Sie, mein Geist war nie sehr stark, Sie wissen es besser, als irgend Jemand, Philipp; ich habe immer gefürchtet, immer geträumt, immer geseufzt; aber ich besitze kein Recht, meinen schmerzlichen Hirngespinnsten einen so zärtlich geliebten Bruder beizugesellen, vorzüglich da er mich beschwichtiget, und mir be-

weiset, daß ich Unrecht habe, mich zu beunruhigen. — Sie haben Recht, Philipp; es ist wahr, es ist sehr wahr; es steht hier Alles vollkommen gut für mich. Philipp, verzeihen Sie mir also; Sie sehen es, ich trockne meine Augen, ich weine nicht mehr, ich lächle. Philipp, ich werde nicht mehr Lebewohl, sondern: auf Wiedersehen! sagen."

Und das junge Mädchen umarmte zärtlich ihren Bruder, indem sie ihm eine letzte Thräne verhehlte, die noch ihr Augenlied verschleierte, und wie eine Perle auf die goldene Nestelschnur des jungen Offiziers rollte. Philipp schaute sie mit der unendlichen Zärtlichkeit eines Vaters und zugleich eines Bruders an.

„Andrée," sagte er, „so lieb' ich Sie. Seyen Sie muthig. Ich reise ab, aber der Kurier wird Ihnen in jeder Woche einen Brief von mir bringen. Machen Sie, ich bitte Sie, daß auch ich in jeder Woche einen von Ihnen erhalte."

„Ja, Philipp," sagte Andrée, „ja, und dieß wird mein einziges Glück seyn. Sie haben meinen Vater in Kenntniß gesetzt, nicht wahr?"

„Wovon?"

„Von Ihrer Abreise."

„Liebe Schwester, im Gegentheile, der Baron hat mir diesen Morgen den Befehl des Ministers gebracht. Herr von Taverney ist nicht, wie Sie, Andrée, und wird mich leicht entbehren können, wie es scheint; er schien über meine Abreise sehr erfreut, und hatte im Grunde Recht; hier werde ich nicht vorrücken, während sich dort Gelegenheiten darbieten können."

„Mein Vater ist sehr erfreut, Sie fortreisen zu sehen?" murmelte Andrée. „Täuschen Sie sich nicht, Philipp?"

„Er besitzet Sie," antwortete Philipp, der Frage ausweichend, „und dieß ist ein Trost, meine Schwester."

„Glauben Sie es, Philipp? Er besucht mich nie."

„Meine Schwester, er hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß er heute noch, nach meiner Abreise, nach Trianon kommen würde. Er liebt Sie, glauben Sie es ja; nur liebt er nach seiner Weise."

„Was haben Sie wieder, Philipp? Sie scheinen verlegen?"

„Liebe Andrée, mir fiel ein, daß es so eben geschlagen habe. Sagen Sie mir gefälligst, wie viel Uhr ist es?"

„Drei Viertel auf ein Uhr."

„Wohlan, liebe Schwester, meine Verlegenheit rührt von dem Umstande her, daß ich schon seit einer Stunde auf dem Wege seyn sollte, und wir stehen am Gitter, wo man mein Pferd hält. Wohlan . . ."

Andrée nahm eine ruhige Miene an, und sagte, die Hand ihres Bruders ergreifend, mit einem allzu festen Tone, als daß nicht etwas Erzwungenes in ihrer Stimme liegen mußte, „wohlan, lebe wohl, mein Bruder . . ."

Philipp umarmte sie zum letztenmal.

„Auf Wiedersehen!" versetzte er; „erinnern Sie sich an Ihr Versprechen."

„An welches?"

Wenigstens wöchentlich einen Brief."

„O! Sie verlangen es!“ Und sie sprach diese Worte mit der äußersten Anstrengung aus; das arme Kind hatte keine Stimme mehr.

Philipp grüßte sie noch mit der Hand, und entfernte sich.

Andrée folgte ihm mit den Augen, ihren Athem zurückhaltend, um ihre Seufzer zu unterdrücken. Philipp stieg zu Pferd, rief ihr von der andern Seite des Gitters noch ein Lebewohl zu, und sprengte von dannen. Andrée blieb unbeweglich stehen, so lange sie ihn erblicken konnte. Dann, als er verschwunden war, wendete sie sich ab, und eilte wie eine verwundete Hirschkuh in den Schattengang, gewahrte eine Bank, und fand nur noch so viel Kraft, sie zu erreichen, und ohne Puls, ohne Kraft, ohne Blick, darauf hinzusinken. Dann stöhnte sie aus der tiefesten Tiefe ihrer Brust, ein langes und herzzerreißendes Schluchzen.

„O! mein Gott, mein Gott,“ rief sie aus, „warum lassest Du mich so allein auf der Erde!“

Und sie verhüllte ihr Antlitz mit ihren Händen, indem sie zwischen ihren weißen Fingern die schweren Thränen hervorquellen ließ, die sie nicht mehr zu bewältigen suchte. In diesem Momente ertönte ein Geräusch hinter der Hagebuchenhecke; Andrée glaubte einen Seufzer zu hören. Sie wendete sich erschrocken um: ein trauriges Antlitz richtete sich vor ihr empor. Gilbert war's.

Einhundertundvierzehntes Kapitel.

Gilbert's Roman.

Gilbert war's, haben wir gesagt, eben so blaß, wie Andrée, eben so trostlos, eben so niedergeschlagen, wie sie. Andrée dagegen, bei dem Anblicke eines Mannes, bei dem Anblicke eines Fremden, — denn alsogleich beeilte sie sich, ihre Thränen zu trocknen, die ihren Blick verdüsterten, — nahm sich zusammen, und verlieh die Unbeweglichkeit ihren gesprenkelten Wangen wieder, über welche gerade in diesem Augenblicke der Schauder der Verzweiflung bebte. Gilbert brauchte viel länger, als sie, wieder ruhig zu werden, und seine Züge bewahrten den schmerzlichen Ausdruck, den das Fräulein von Taverney, sobald sie die Augen wieder erhob und ihn erkannte, in seiner Haltung und in seinem Blicke bemerken konnte.

„Ah! das ist Herr Gilbert wieder," sagte Andrée mit jenem leichten Tone, den sie jedesmal anzunehmen affectirte, so oft sie glaubte, daß der Zufall sie dem jungen Manne näherte. Gilbert antwortete nichts; er war noch zu heftig bewegt. Jener Schmerz, der Andrée's Leib durchschauderte, hatte den seinigen heftig geschüttelt. Andrée fuhr also fort, die das letzte Wort dieser Begegnung haben wollte: „Was fehlt Ihnen denn, Herr Gilbert?" fragte sie; „warum schauen Sie mich mit dieser leidenden Miene an? Es muß Sie etwas betrüben; was betrübt Sie also, wenn's gefällig ist?"

„Sie wünschen es zu erfahren?" fragte Gilbert me-

lancholisch, der die unter dieser scheinbaren Theilnahme versteckte Ironie merkte.

„Ja.“

„Wohlan, es betrübt mich, Sie leiden zu sehen, mein Fräulein,“ versetzte Gilbert.

„Und wer sagte Ihnen, daß ich leide, mein Herr?“

„Ich sehe es.“

„Ich leide nicht, Sie täuschen sich, mein Herr,“ sagte Andrée, indem sie zum zweitenmal ihr Taschentuch an ihr Gesicht hielt. Gilbert fühlte den Sturm heranziehen; er beschloß, ihn durch seine Demuth abzulenken.

„Um Vergebung, mein Fräulein,“ äußerte er, „ich habe ja Ihre Klagen gehört.“

„Ah! Sie horchten . . . Noch schöner dann . . .“

„Mein Fräulein, das ist der Zufall,“ stammelte Gilbert, denn er fühlte, daß er log.

„Der Zufall! Ich bin höchst betrübt darüber, Herr Gilbert, daß der Zufall Sie in meine Nähe brachte; aber, noch einmal, in wie fern konnten diese Klagen, die Sie hörten, Sie betrüben, sagen Sie es mir, ich bitte Sie?“

„Es ist mir unmöglich, eine Frauensperson weinen zu sehen,“ entgegnete Gilbert mit einem Tone, welcher Andrée im höchsten Grade mißfiel.

„Sollte ich etwa eine Frauensperson für Herrn Gilbert seyn?“ versetzte das hochmüthige junge Mädchen. „Ich bettle um die Theilnahme von Niemanden, aber um jene des Herrn Gilbert noch weniger, als um jene von jedem Andern.“

„Mein Fräulein,“ sagte Gilbert, den Kopf schüttelnd, „Sie haben Unrecht, mich so hart anzufahren; ich sah Sie traurig, ich betrübte mich; ich hörte Sie sagen, daß nach Herrn Philipp's Abreise Sie fortan allein auf der Welt wären; wohlan, nein, nein, mein Fräulein, denn ich bin geblieben, ich, und nie hat ein ergebeneres Herz für Sie geschlagen. Ich wiederhole es, nein, das Fräulein von Taverney wird nicht allein auf der Welt seyn, so lange mein Kopf wird denken, so lange mein Herz wird schlagen, so lange mein Arm sich wird ausstrecken können.“

Gilbert war wirklich schön in Kraft, in Würde und Ergebenheit, während er diese Worte aussprach, obwohl er sie mit der ganzen Einfachheit vortrug, welche die wahreste Ehrfurcht gebot. Aber es stand nun einmal geschrieben, daß Alles an dem jungen Manne Andrée mißfallen, sie beleidigen, und zu beleidigenden Antworten aufstacheln sollte, wie wenn jede seiner Ehrfurchtsbezeigungen eine Beschimpfung, jede seiner Bitten eine Herausforderung gewesen wäre. Zuvörderst wollte sie aufstehen, um eine härtere Geberde mit einem freieren Worte zu finden; aber ein nervöser Schauder bannte sie an ihre Bank. Zudem dachte sie, daß sie, aufrecht stehend, aus einer weiteren Ferne, und mit Gilbert plaudernd, gesehen würde. Sie blieb also auf ihrer Bank, denn ein für allemal wollte sie das lästig werdende Insect unter ihrem Fuße zermalmen.

Sie erwiederte also: „Ich glaubte, es Ihnen bereits gesagt zu haben, Herr Gilbert, daß Sie mir im höchsten Grade mißfallen, daß Ihre Stimme mich erzürnt,

daß Ihre philosophischen Manieren mich anwidern. Warum also, da ich Ihnen dieß sagte, beharren Sie noch darauf, mit mir zu sprechen?“

„Mein Fräulein,“ erwiederte Gilbert, bleich, aber gefaßt, „man erzürnt eine ehrbare Frauensperson nicht, indem man Ihr Sympathie bethätiget. Ein rechtschaffener Mann ist jedem menschlichen Geschöpfe ebenbürtig, und ich, den Sie mit dieser Erbitterung mißhandeln, wohlan, ich verdiene vielleicht mehr als ein Anderer die Sympathie, von welcher ich bedauere, daß ich sie nicht von Ihnen gegen mich erwiedert sehe.“

Bei dem zweimal wiederholten Worte . . . Sympathie. . ., riß Andrée die Augen weit auf, und heftete sie verächtlich auf Gilbert.

„Sympathie!“ sagte sie, „Sympathie von Ihnen gegen mich, Herr Gilbert. Wahrhaftig, ich täuschte mich Ihretwegen. Ich hielt Sie für einen Unverschämten, und Sie sind weniger, als dieß: Sie sind nur ein Wahnsinniger.“

„Ich bin weder ein Unverschämter, noch ein Wahnsinniger,“ äußerte Gilbert mit einer scheinbaren Ruhe, die dem uns bekannten Stolze schwer fallen mußte. „Nein, mein Fräulein, denn die Natur hat mich zu Ihres Gleichen, und der Zufall Sie zu meiner zu Dank Verpflichteten gemacht.“

„Wieder der Zufall?“ fragte Andrée ironisch.

„Die Vorsehung, . . . hätte ich vielleicht sagen sollen. Ich hätte nie mit Ihnen davon gesprochen, aber Ihre Beleidigungen verleihen mir die Erinnerung wieder.“

„Ihre zu Dank Verpflichtete? Ihre zu Dank Verpflichtete, glaub' ich? Wie haben Sie dieß gesagt, Herr Gilbert?"

„Ich möchte mich für Sie ob der Undankbarkeit schämen, mein Fräulein, und Gott, der Sie so schön erschuf, hat Ihnen, zur Ausgleichung Ihrer Schönheit, genug andere Fehler zugetheilt, ohne diesen."

Dießmal erhob sich Andrée.

„Verzeihen Sie mir," sagte Gilbert; „Sie erzürnen mich aber bisweilen auch gar zu sehr, und dann vergesse ich alle Theilnahme, die Sie mir einflößen."

Andrée begann in ein schallendes Gelächter auszubrechen, geeignet, Gilbert's Zorn auf den heftigsten Grad zu stacheln; aber zu ihrem großen Erstaunen entrüstete Gilbert sich nicht. Er kreuzte die Arme auf seiner Brust, bewahrte den feindlichen und hartnäckigen Ausdruck seines Flammenblickes, und wartete geduldig auf das Ende dieses beleidigenden Lachens.

„Mein Fräulein," sagte Gilbert zu Andrée, „belieben Sie eine einzige Frage zu beantworten. Achten Sie Ihren Vater?"

„Ich glaube wahrhaftig, daß Sie mich ausfragen, Herr Gilbert?" rief das junge Mädchen mit dem größten Hochmuthe aus.

„Ja, Sie achten Ihren Vater," fuhr Gilbert fort, „und dieß geschieht nicht wegen seiner guten Eigenschaften, wegen seiner Tugenden, nein, es geschieht lediglich deßhalb, weil er Ihnen das Leben gegeben hat. Leider ist ein Vater, was Ihnen bekannt seyn muß, mein Fräulein, nur hinsichtlich eines einzigen Titels achtungswerth,

aber es ist denn doch ein Titel. Noch mehr: wegen dieser einzigen Wohlthat des Lebens, —" und nun durchglühte auch Gilbert ein verächtliches Mitleiden, — „wegen dieser einzigen Wohlthat," fuhr er fort, „sind Sie verbunden, den Wohlthäter zu lieben. Wohlan, mein Fräulein, dieß als Princip gesetzt, warum beschimpfen Sie mich? Warum stoßen Sie mich zurück? Warum hassen Sie mich, der ich Ihnen zwar nicht das Leben gegeben, aber es Ihnen gerettet habe?"

„Sie?" rief Andrée aus, „Sie haben mir das Leben gerettet?"

„Ah! Sie haben nicht einmal daran gedacht," versetzte Gilbert, „oder vielmehr Sie haben es vergessen; das ist sehr natürlich; es ist seitdem bald ein Jahr verflossen. Nun denn, mein Fräulein; so muß ich Sie gleichwohl davon unterrichten, oder Sie daran erinnern. Ja, ich habe Ihnen das Leben gerettet, indem ich das meinige opferte."

„Wenigstens, Herr Gilbert," erwiederte Andrée, sehr blaß, „werden Sie mir die Gewogenheit erweisen, mir zu sagen, wo und wann?"

„An dem Tage, mein Fräulein, an welchem hunderttausend Personen, einander zerquetschend, vor tobenden Rossen fliehend, vor Säbeln, welche die Menge mähten, den Platz Ludwigs **XV.** mit einem großen Haufen von Leichen und Verwundeten bedeckten."

„Ah! am 31. Mai."

„Ja, mein Fräulein."

Andrée erholte sich wieder, und erneuerte ihr ironisches Lächeln.

„Und an diesem Tage, sagen Sie, haben Sie Ihr Leben geopfert, um das meinige zu retten, Herr Gilbert?“

„Ich habe bereits die Ehre gehabt, es Ihnen zu sagen.“

„Sie sind also der Herr Baron von Balsamo? Ich bitte Sie um Vergebung, denn ich wußte es nicht.“

„Nein, ich bin nicht der Herr Baron von Balsamo,“ antwortete Gilbert mit flammenden Blicken und bebenden Lippen, „ich bin das arme Kind aus dem Volke, Gilbert, der so thöricht, so albern, so unglücklich ist, Sie zu lieben, der, weil er Sie wie ein Unsinniger, wie ein Narr, wie ein Rasender liebte, Ihnen in das Gewühl folgte; ich bin Gilbert, der, einen Augenblick von Ihnen getrennt, Sie an dem furchtbaren Schreie wieder erkannte, den Sie fallend ausstießen; Gilbert, der neben Sie hinsank, und Sie mit seinen Armen überwölbte, bis zwanzigtausend Arme, auf den meinigen lastend, meine Kraft gebrochen hatten; Gilbert, der sich auf den Steinpfeiler warf, an welchem Sie zerschellen sollten, um Ihnen die weichere Stütze seiner Leiche zu bieten, Gilbert, der, in dem Gewühle jenen sonderbaren Mann gewahrend, der den übrigen Menschen zu befehlen schien, und dessen Namen Sie soeben aussprachen, alle seine Kräfte zusammenraffte, all sein Blut, seine ganze Seele, und Sie in seinen sterbenden Armen emporhob, damit jener Mann Sie erblicken, ergreifen, retten konnte; Gilbert endlich, der, indem er Sie einem glücklicheren Retter überließ, als er war, von Ihnen nur einen Fetzen Ihres Kleides behielt, den er an seine Lippen drückte, und es war Zeit; denn das

Blut strömte alsogleich nach meinem Herzen, nach meinen Schläfen, nach meinem Gehirne; die rollende Masse der Henker und Opfer bedeckte mich, wie die Fluth, und begrub mich, während Sie, gleich dem Engel der Auferstehung, aus meinem Abgrunde zum Himmel emporschwebten."

Gilbert hatte sich soeben vollständig gezeigt, das heißt: wild, naiv, erhaben, in seinem Entschlusse wie in seiner Liebe. Daher konnte ihn Andrée, ungeachtet ihrer Verachtung, nicht ohne Erstaunen anschauen. Daher glaubte er einen Augenblick, daß seine Erzählung unwiderstehlich gewesen sey, wie die Wahrheit, wie die Liebe. Aber der arme Gilbert rechnete ohne die Ungläubigkeit, diesen schlechten Glauben des Hasses. Nun aber hatte sich Andrée, welche Gilbert haßte, von keinem der siegreichen Beweisgründe dieses verschmähten Liebhabers ködern lassen. Anfangs antwortete sie nichts; sie schaute Gilbert an, und eine Art von Kampf entspann sich in ihrem Gemüthe. Daher sah sich der junge Mann, unbehaglich bei diesem eisigen Schweigen, genöthiget, nach Art einer Schlußrede beizufügen: „Verabscheuen Sie mich nun nicht mehr so sehr, mein Fräulein, wie Sie es thaten; denn dieß wäre nicht nur Ungerechtigkeit, sondern auch Undankbarkeit, wie ich es Ihnen eben erst sagte, und wie ich es Ihnen jetzt wiederhole."

Doch bei diesen Worten hob Andrée ihren stolzen Kopf empor, und fragte mit dem gleichgültigst-grausamen Tone: „Herr Gilbert, sagen Sie mir gefälligst, wie lange sind Sie bei Herrn Rousseau in der Lehre geblieben?"

„Mein Fräulein," antwortete Gilbert treuherzig, „drei Monate, glaub' ich, ungerechnet die Tage meiner Krankheit, eine Folge der Beklemmung des Athems am 31. Mai."

„Sie irren sich," sagte sie, „ich verlange nicht von Ihnen, mir zu sagen, ob Sie krank waren, oder nicht ... an Athembeklemmungen ...; dieß krönt vielleicht künstlich Ihre Erzählung ...; doch es liegt mir wenig daran. Ich wollte Ihnen nur bemerken, daß Sie, da Sie nur drei Monate bei dem berühmten Schriftsteller verweilten, sehr viel von ihm profitirten, und daß der Zögling auf den ersten Streich Romane macht, die fast derjenigen würdig sind, welche sein Meister herausgiebt."

Gilbert, der ruhig zugehört hatte, in der Meinung, daß Andrée auf die von ihm gesprochenen leidenschaftlichen Dinge, eine ernste Antwort ertheilen würde, stürzte aus der ganzen Höhe seiner Gutmüthigkeit unter der Wucht dieser grausamen Ironie herab.

„Ein Roman!" murmelte er entrüstet, „Sie behandeln als Roman, was ich Ihnen soeben gesagt habe?"

„Ja, mein Herr," antwortete Andrée, „als Roman; ich wiederhole das Wort; nur haben Sie mich nicht gezwungen, ihn zu lesen, wofür ich Ihnen Dank weiß; aber leider muß ich tief bedauern, ihn nicht nach seinem Werthe bezahlen zu können; denn ich würde es vergebens versuchen, da der Roman unbezahlbar ist."

„Dieß also ist Ihre Antwort?" stammelte Gilbert mit gepreßtem Herzen, mit erloschenen Augen.

„Ich antworte Ihnen nicht einmal, mein Herr," versetzte Andrée, indem sie ihn wegdrängte, um an ihm vorbeizugehen.

In der That kam Nicole, ihrer Gebieterin vom Ende der Allée zurufend, um die Unterredung nicht all zu ungestüm zu unterbrechen, unkundig des Mitsprechers, da sie Gilbert durch die Schatten hindurch nicht erkannt hatte. Doch, näher kommend, sah sie den jungen Mann, erkannte ihn, und blieb ganz erstaunt stehen. Nun bereute sie es sehr, nicht einen Umweg gemacht zu haben, um zu hören, was Gilbert dem Fräulein von Taverney zu sagen haben mochte. Dann wendete sich diese zu Nicole mit einer sanfteren Stimme, um Gilbert den Stolz fühlbarer zu machen, mit welchem sie mit ihm gesprochen hatte, und fragte sie: „Was giebts, mein Kind?“

„Der Herr Baron von Taverney und der Herr Herzog von Richelieu, sind so eben auf Besuch des Fräuleins angekommen,“ antwortete Nicole.

„Wo sind sie?“

„In der Wohnung des Fräuleins.“

„Kommen Sie.“

Andrée entfernte sich. Nicole folgte ihr, aber nicht ohne fortgehend einen ironischen Blick auf Gilbert zu werfen, der, mehr erdfahl als blaß, mehr wahnsinnig als aufgeregt, mehr rasend als zornig, die Faust in der Richtung des Baumganges ausstreckte, durch welchen seine Feindin sich entfernte, und zähneknirschend murmelte:

„O! Geschöpf ohne Herz, Leib ohne Seele! ich habe Dir das Leben gerettet, ich habe meine Liebe bewältiget, ich habe jedes Gefühl zum Schweigen gebracht, welches das beleidigen konnte, was ich Deine Sittenreinheit

nennen werde, denn für mich, in meinem Wahnsinne, warest Du eine heilige Jungfrau, wie die Jungfrau Maria, die im Himmel ist... Jetzt hab ich dich näher gesehen; Du bist nur mehr eine Frauensperson, und ich bin ein Mann... O! früh oder spät werde ich mich rächen, Andrée von Taverney; ich hatte Dich zweimal in meiner Gewalt, und habe dich zweimal geachtet; Andrée von Taverney, nimm dich vor dem dritten Male in Acht! . . . Auf Wiedersehen, Andrée!" Und er entfernte sich, durch die Gebüsche springend, wie ein verwundeter junger Wolf, der sich umkehrt, seine scharfen Zähne und seinen blutgierigen Augenstern weisend.

Einhundertundfünfzehntes Kapitel.

Der Vater und die Tochter.

Am Ende der Allée bemerkte Andrée wirklich den Marschall und ihren Vater, die, ihrer harrend, vor der Hausflur spaziren gingen. Die beiden Freunde schienen äusserst fröhlich zu seyn; sie gingen Arm in Arm; man hatte am Hofe Orestes und Pylades noch nicht so genau dargestellt gesehen. Bei dem Anblicke von Andrée wurden die beiden Greise noch fröhlicher, und machten einander auf ihre strahlende, durch den Zorn und die Schnelligkeit ihres Ganges noch vermehrte Schönheit aufmerksam. Der Marschall grüßte Andrée, wie er die erklärte Frau von Pompadour gegrüßt hätte. Diese Manier entging Taverney nicht, der darüber entzückt war,

aber sie überraschte Andrée durch das Gemisch von Ehrerbietung und freier Galanterie; denn der gewandte Höfling wußte eben so viele Einzelnheiten in einen Gruß zu legen, als Covrelle französische Phrasen in ein einziges türkisches Wort zu legen verstand. Andrée dankte mit einer Verneigung, die eben so ceremoniös für ihren Vater, wie für den Marschall war; dann lud sie Beide mit einer charmanten Anmuth ein, in ihr Zimmer hinaufzukommen. Der Marschall bewunderte diese elegante Reinlichkeit, den einzigen Luxus der Möblirung und Architectur dieses Aufenthaltes. Mit Blumen, mit ein wenig weißem Musselin, hatte Andrée aus ihrem traurigen Zimmer nicht einen Palast, aber einen Tempel geschaffen. Er setzte sich in einen Lehnstuhl von grünen Zitze mit großen Blumen, unterhalb einer großen chinesischen Vase, aus welcher duftende Akazien- und Ahornblüthen, mit Iris und bengalischen Rosen vermengt, heruntersanken. Taverney bekam einen gleichen Lehnstuhl; Andrée setzte sich auf einen Sessel, den Elbogen auf ein Clavier stützend, das gleichfalls mit Blumen, in einem weiten Gefäße von Meißnerporcellan, geschmückt war.

„Mein Fräulein," sagte der Marschall, „ich bringe Ihnen im Namen Seiner Majestät alle Complimente, die Ihre charmante Stimme, und Ihr Talent als vollendete Tonkünstlerin, gestern allen Zuhörern der Probe entlocket haben. Seine Majestät befürchteten, durch Ihr zu lautes Lob Neider und Neiderinnen zu machen. Sie geruhten also, mir aufzutragen, Ihnen das ganze Vergnügen auszudrücken, das Sie Derselben verschafft haben."

6*

Andrée war, über und über erröthend, so schön, daß der Marschall fortfuhr, wie auf seine eigene Rechnung sprechend.

„Der König," sagte er, „behauptete, er habe an seinem Hofe noch Niemand gesehen, der in solchem Grade, wie Sie, mein Fräulein, die Gaben des Geistes und jene der Gestalt vereinige."

„Sie vergessen jene des Herzens," äußerte Taverney selbstvergnügt: „Andrée ist das beste Mädchen."

Der Marschall glaubte einen Augenblick, daß sein Freund weinen würde. Voll Bewunderung für diese Anstrengung väterlicher Empfindsamkeit, rief er aus: „Das Herz! ach, mein Lieber, Sie allein sind Richter der Zärtlichkeit, welche das Herz des Fräuleins enthalten kann. Wäre ich doch fünfundzwanzig Jahre alt, ich würde mein Leben und mein Vermögen ihr zu Füßen legen."

Andrée verstand es noch nicht, die Huldigung eines Höflings leichthin entgegen zu nehmen. Richelieu erhielt von ihr nur ein Murmeln ohne Bedeutung.

„Mein Fräulein," sagte er, „der König wollte Sie bitten, ihm einen Beweis seiner Zufriedenheit zu erlauben, und beauftragte den Herrn Baron, Ihren Vater, Ihnen denselben zu übergeben. Was muß ich nun Seiner Majestät in Ihrem Namen erwiedern?"

„Mein Herr," versetzte Andrée, die ihr Benehmen nur nach der Ehrfurcht regelte, welche jede Unterthanin ihrem Könige schuldet, „haben Sie die Güte, Seine Majestät meiner vollen Dankbarkeit zu versichern. Sagen Sie ja Seiner Majestät, daß sie, mit mir sich beschäftigend, mich mit Güte überhäufen, und daß ich der

Aufmerksamkeit eines so mächtigen Monarchen, sehr unwürdig bin."

Richelieu schien von dieser Antwort begeistert, welche das junge Mädchen mit einer festen Stimme und ohne Unschlüssigkeit sprach. Er faßte sie bei der Hand, die er ehrerbietig küßte, und sagte, mit den Augen sie verschlingend: „Eine königliche Hand... ein Feenfuß...; Geist, Wille, Unschuld ... Ah! Baron, welch' ein Schatz!... Das ist keine Tochter, die Sie da haben, das ist eine Königin ..."

Und mit diesen Worten beabschiedete er sich, und ließ Taverney bei Andrée, Taverney, der unmerklich von Stolz und Hoffnung anschwoll.

Wer immer diesen Philosophen alter Theorien, diesen Skeptiker, diesen Verächter, mit langen Zügen die Luft der Gunst in dem an mindesten athembaren Sumpfe hätte einschlürfen sehen, würde gedacht haben, daß Gott den Geist und das Herz des Herrn von Taverney aus gleichem Teige knetete. Nur Taverney hätte hinsichtlich dieser Aenderung sagen können: „Nicht ich habe mich geändert, sondern die Zeit hat sich geändert." Er blieb also bei Andrée sitzen, ein wenig verlegen; denn das junge Mädchen mit seiner unerschöpflichen Heiterkeit, durchdrang ihn mit zwei tiefen Blicken, wie das Meer in seinem tiefesten Abgrunde.

„Hat nicht Herr von Richelieu gesagt, mein Herr," äußerte sie, „daß Seine Majestät Ihnen einen Beweis ihrer Zufriedenheit anvertraut haben? Welcher ist's? ich bitte Sie."

„Ah!" sagte Taverney bei sich, „sie ist interessirt...

Ei, ich hätte es nicht geglaubt. Desto besser, Satan, desto besser!"

Er zog langsam aus seiner Tasche das am vorigen Tage vom Marschalle erhaltene Schmuckkästchen, ungefähr wie die guten Papa eine Düte voll Bonbons oder ein Spielzeug hervorziehen, welche die Augen des Kindes aus ihrer Tasche reißen, bevor die Hände hineingefahren sind.

„Hier," sagte er.

„Ah! einen Schmuck" . . . erwiederte Andrée.

„Ist er nach Ihrem Geschmacke?"

Es war eine Garnitur von Perlen von großem Werthe. Zwölf große Diamanten verbanden unter sich die Reihen dieser Perlen; ein Schloß von Diamanten, Ohrringe, und eine Spange von Diamanten für die Haare, verliehen diesem Geschenke einen Werth von wenigstens dreißigtausend Thalern.

„Mein Gott, mein Vater!" rief Andrée aus.

„Nun denn?"

„Das ist allzu schön . . . der König hat sich vergriffen. Ich würde mich schämen, dieß zu tragen . . . Hätte ich denn Anzüge, die zu der Pracht dieser Diamanten passen könnten?"

„Beklagen Sie sich doch, ich bitte Sie," sagte Taverney ironisch.

„Mein Herr, Sie verstehen mich nicht . . . Ich bedauere, diesen Schmuck nicht tragen zu können, weil er allzu schön ist."

„Der König, welcher das Schmuckkästchen gegeben hat, mein Fräulein, ist ein genügend vornehmer Seigneur, um Ihnen die Kleider zu geben."

„Aber diese Güte des Königs, mein Herr . . ."

„Glauben Sie nicht, daß ich sie durch meine Dienstleistungen verdient habe?" fragte Taverney.

„Ah! um Vergebung, mein Herr; es ist wahr," versetzte Andrée, den Kopf senkend, aber ohne sehr überzeugt zu seyn.

Am Ende eines Momentes des Nachsinnens, machte sie das Schmuckkästchen wieder zu, und sprach: „Ich werde diese Diamanten nicht tragen."

„Warum?" fragte Taverney besorgt.

„Weil es Ihnen, mein Vater, und meinem Bruder, an allem Nothwendigen gebricht, und weil dieser Ueberfluß meine Augen beleidiget, seitdem ich so eben an Ihre bedrängte Lage gedacht habe."

Taverney drückte ihr lächelnd die Hand.

„O! kümmern Sie sich darum nicht mehr, meine Tochter. Der König hat mehr für mich gethan, als für Sie. Wir stehen in Gunst, liebes Kind. Es vertrüge sich weder mit einer ehrerbietigen Unterthanin, noch mit einer dankbaren Frauensperson, in Gegenwart Seiner Majestät ohne den Schmuck zu erscheinen, den sie Ihnen zu schenken geruhte."

„Ich werde gehorchen, mein Herr."

„Ja, aber Sie müssen mit Vergnügen gehorchen... Dieser Schmuck scheint nicht nach Ihrem Geschmacke zu seyn."

„Ich verstehe mich nicht auf Diamanten, mein Herr."

„Wissen Sie also, daß die Perlen allein fünfzigtausend Livres werth sind.

Andrée faltete die Hände.

„Mein Herr,“ sagte sie, „es ist auffallend, daß Seine Majestät mir ein solches Geschenk machen; denken Sie darüber nach.“

„Ich begreife Sie nicht, mein Fräulein,“ sagte Taverney mit trockenem Tone.

„Ich versichere Ihnen, mein Herr, daß, wenn ich diese Edelsteine trage, die Welt darüber erstaunen wird.“

„Warum?“ fragte Taverney mit dem nämlichen Tone, mit einem gebieterischen und kalten Blicke, vor dem jener seiner Tochter sich senken mußte . . .

„Eine Bedenklichkeit.“

„Mein Fräulein, es ist noch seltsamer, Sie werden mir es zugeben, bei Ihnen da Bedenklichkeiten zu sehen, wo ich deren nicht sehe. Die jungen unschuldigen Mädchen sollen leben, welche das Böse erkennen und erblicken, wie gut verborgen es auch seyn mag, zur Zeit, da Niemand es bemerkt hatte! Es lebe das treuherzige und jungfräuliche Mädchen, welches alte Grenadiere, wie ich bin, erröthen macht!“

Andrée verbarg ihre Verwirrung in ihren beiden schönen, perlmutterartigen Händen.

„O! mein Bruder,“ murmelte sie ganz leise, „warum bist Du schon so ferne!“

Hörte Taverney diese Aeußerung, oder errieth er sie mit jener wundersamen Scharfsichtigkeit, die wir an ihm kennen? Man wüßte es nicht zu sagen, aber er wechselte auf der Stelle den Ton, faßte die beiden Hände Andrées und fragte: „Sprechen Sie, mein Kind, ist Ihr Vater nicht ein wenig Ihr Freund?“

Ein süßes Lächeln brach durch die Schatten, von denen Andrée's schöne Stirne umwölkt war.

„Bin ich nicht da, um Sie zu lieben, um Ihnen zu rathen? fühlen Sie sich nicht stolz, zu dem Glücke Ihres Bruders und zu dem meinigen beizutragen?"

„O! ja," antwortete Andrée.

Der Baron heftete auf seine Tochter einen überaus liebkosenden Blick.

„Wohlan," sagte er, „Sie werden, wie eben erst Herr von Richelieu es sagte, die Königin von Taverney seyn ... Der König hat Sie ausgezeichnet ... die Frau Dauphine ebenfalls," sagte er rasch; „in vertrautem Umgange mit diesen erlauchten Personen, werden Sie unsere Zukunft bauen, indem Sie ihnen ein glückliches Leben bereiten ... Freundin der Dauphine, Freundin ... des Königs, welche Herrlichkeit! ... Sie besitzen großartige Talente, und eine Schönheit ohne Gleichen; Sie besitzen einen gesunden Verstand, frei von Habsucht und Ehrgeiz. O! mein Kind, welche Rolle können Sie spielen! — Erinnern Sie sich an jenes hübsche Mädchen, welches die letzten Momente Karls **VI.** versüßte ... der Name desselben wurde in Frankreich gesegnet. — Erinnern Sie sich an Agnes Sorel, die der Krone Frankreichs die Ehre wieder verschaffte? ... Alle guten Franzosen verehren ihr Andenken ... Andrée, Sie werden die Altersstütze unsers glorreichen Monarchen seyn ... Er wird Sie wie seine Tochter lieben, und Sie werden in Frankreich durch das Recht der Schönheit, des Muthes und der Treue herrschen ..."

André sperrte ihre Augen mit Erstaunen auf. Der

Baron fuhr fort, ohne ihr zum Nachdenken Zeit zu lassen:.. „Sie werden jene verworfenen Frauenspersonen, welche den Thron entehren, mit einem einzigen Blicke verjagen; Ihre Anwesenheit wird den Hof reinigen. Ihrem hochherzigen Einflusse wird der Adel des Königreiches die Rückkehr der schönen Sitten, der Höflichkeit, der reinen Galanterie verdanken. Meine Tochter, Sie können, Sie sollen ein neuschaffendes Gestirn für dieses Land seyn, eine Ruhmeskrone für unsern Namen."

„Was werde ich zu diesem Zwecke thun müssen?" fragte Andrée bestürzt.

Der Baron sann einige Augenblicke nach. „Andrée," erwiederte er, „ich hab' Ihnen oft gesagt, daß man auf dieser Welt die Leute zwingen müsse, tugendhaft zu seyn, indem man sie die Tugend lieben lehrt. Die sauertöpfische, traurige und Sentenzen psalmodirende Tugend, verscheucht sogar jene, die sich ihr am eifrigsten nahen möchten. Verleihen Sie der Ihrigen alle Köder der Koketterie, sogar des Lasters. Dieß ist einem geistvollen und starken Mädchen, wie Sie sind, leicht. Machen Sie sich so schön, daß der Hof nur von Ihnen spricht. Machen Sie sich so angenehm in den Augen des Königs, daß er Sie nicht entbehren kann. Machen Sie sich so geheim, so verborgen für Alle, ausgenommen für Seine Majestät, daß man Ihnen sehr bald alle jene Gewalt beimessen wird, welche zu erhalten Sie nicht ermangeln werden."

„Diesen letzteren Rath versteh' ich nicht recht," versetzte Andrée.

„Lassen Sie mich Sie leiten; Sie werden vollziehen,

ohne zu begreifen, was für ein kluges und großmüthiges Wesen, wie Sie, besser ist. Eben recht, zum Vollzuge des ersten Punktes, meine Tochter, muß ich Ihre Börse füttern. Nehmen Sie diese hundert Louisd'or, und schaffen Sie sich eine des Ranges würdige Toilette an, zu dem Sie berufen sind, seitdem der König uns die Ehre erwiesen hat, uns auszuzeichnen."

Taverny gab seiner Tochter hundert Louisdor, küßte ihr die Hand, und ging fort. Er kehrte rasch in die Allée zurück, durch welche er gekommen war, und bemerkte nicht, im Hintergrunde des Bosketes der Liebesgötter, Nicole in lebhaftem Gespräche mit einem Seigneur, der ihr in's Ohr flüsterte.

Einhundertundsechszehntes Kapitel.

Was Althotas that, um sein Lebenselixir zu vervollständigen.

Am andern Tage nach dieser Unterredung, gegen vier Uhr Nachmittags, war Balsamo in seinem Cabinete in der Straße Saint-Claude beschäftiget, einen Brief zu lesen, den Fritz ihm so eben eingehändiget hatte. Dieser Brief war ohne Unterschrift: er drehte ihn in seinen Händen hin und her.

„Ich kenne diese Schrift," sagte er, „lang, unregelmäßig, ein wenig zitternd, und mit vielen orthographischen Fehlern."

Und er las noch einmal: „Herr Graf! Eine Per-

son, die Sie einige Zeit vor dem Sturze des letzten Ministeriums zu Rathe zog, und Sie schon viel früher zu Rathe gezogen hatte, wird heute zu Ihnen kommen, um eine neue Consultation zu erwirken. Werden Ihre zahlreichen Geschäfte Ihnen erlauben, dieser Person eine halbe Stunde, zwischen vier und fünf Uhr Abends zu schenken?"

Nachdem Balsamo diesen Brief zum zweiten- oder drittenmal gelesen hatte, versank er wieder in sein Nachforschen.

„Es ist nicht der Mühe werth, Lorenza wegen einer so unbedeutenden Sache zu befragen; zudem, kann denn ich selbst nichts mehr errathen? Die Schrift ist lang, ein Zeichen von Aristocratie; unregelmäßig und zitternd, Zeichen von Alter; voll orthographischer Fehler: sie ist von einem Höflinge. „Ah! wo denk' ich denn hin, ... sie ist vom Herrn Herzoge von Richelieu. Ganz gewiß werde ich eine halbe Stunde für Sie haben, Herr Herzog, eine Stunde, einen Tag. Nehmen Sie meine Zeit, und machen Sie dieselbe zur Ihrigen. Sind Sie nicht, ohne es zu wissen, einer von meinen geheimen Agenten, einer von meinen vertrauten Dämonen? Arbeiten wir nicht an dem nämlichen Werke? Erschüttern wir nicht die Monarchie mit der nämlichen Anstrengung, Sie... als Seele derselben, ich... als ihr Feind? Kommen Sie, Herr Herzog, kommen Sie!" Und Balsamo zog seine Uhr, um zu sehen, wie lange er noch auf den Herzog warten müsse. In diesem Momente ertönte ein Glöckchen im Karnieße des Plafond. „Was giebt's denn?" sagte Balsamo zusammenfahrend; „Lorenza ruft mir,

Lorenza. Sie will mich sehen. Sollte ihr etwas Widriges begegnet seyn? Oder sollte es wohl wieder einer von jenen Aufschwüngen des Charaktets seyn, deren Zeuge ich oft, und bisweilen ihr Opfer war. Gestern war sie sehr nachdenkend, sehr resignirt, sehr sanft; gestern war sie so, wie ich sie gerne sehe. Das arme Kind! Ja wohl!" Dann schloß er sein gesticktes Hemd, steckte seine Hemdkrause von Spitzen unter seinen Schlafrock, warf einen Blick in seinen Spiegel, um sich zu versichern, daß sein Kopfputz nicht in allzu großer Unordnung sey, und ging der Treppe zu, nachdem er durch einen Zug an der Klingel, gleich jenem von Lorenza's Verlangen, geantwortet hatte. Aber Balsamo blieb, seiner Gewohnheit gemäß, in dem Zimmer stehen, das an jenes der jungen Frau stieß, wendete sich mit gekreuzten Armen nach der Seite, wo sie, seiner Vermuthung nach, seyn mochte, und befahl ihr mit jener Kraft des Willens, die keine Hindernisse kennt, zu schlafen. Dann schaute er durch eine fast unmerkbare Spalte des Getäfels, als hätte er an sich selbst gezweifelt, oder es für nöthig erachtet, seine Vorsichtsmaßregeln zu verdoppeln. Lorenza lag schlummernd auf einem Canapé wo sie, ohne Zweifel unter dem Willen ihres Beherrschers taumelnd, eine Stütze gesucht hatte. Sicher hätte ein Maler keine poetischere Stellung für sie finden können. Gequält und keuchend unter dem Drucke des raschen Fluidums, das Balsamo ihr gesendet hatte, glich Lorenza einer von jenen schönen Arianen von Vanloo, deren Busen gehoben, der Rumpf voll wellenförmiger Bewegungen und Erschütterungen ist, der Kopf das Gepräge tiefer Betrübniß oder

der Erschöpfung weiset. Balsamo trat also durch seine gewöhnliche Oeffnung ein, und blieb vor ihr stehen, um sie zu betrachten; aber alsogleich weckte er sie: sie war so allzu gefährlich. Kaum hatte sie die Augen geöffnet, als sie einen Blitz aus ihren Augensternen schießen ließ, dann glättete sie, wie um ihre noch schwankenden Ideen zu ordnen, ihre Haare mit ihren beiden flachen Händen, schloß ihre liebefeuchten Lippen, und sammelte, sorgfältig ihr Gedächtniß durchforschend, ihre zerstreuten Erinnerungen. Balsamo schaute sie mit einer Art von Bangigkeit an. Er war seit langer Zeit an den raschen Uebergang von liebevoller Sanftheit zu einem Ausbruche von Zorn und Haß gewöhnt. Das heutige Nachsinnen, ein Nachsinnen, an das er nicht gewöhnt war, die Kaltblütigkeit, mit welcher Lorenza ihn empfing, anstatt mit den Ausbrüchen gewöhnlichen Hasses, verkündeten ihm für dießmal vielleicht etwas Ernsteres, als Alles, was er bis jetzt gesehen hatte. Lorenza richtete sich also auf, schüttelte den Kopf, indem sie ihren langen dunklen Blick zu Balsamo erhob, und sagte zu ihm: „Haben Sie die Güte, sich neben mich zu setzen, ich bitte Sie."

Balsamo bebte bei dieser Stimme voll ungewohnter Sanftheit.

„Mich setzen?" sagte er; „Du weißt wohl, meine Lorenza, daß ich nur einen einzigen Wunsch hege, nämlich: mein Daseyn zu Deinen Füßen zu verleben."

„Mein Herr," fuhr Lorenza mit dem nämlichen Tone fort, „ich bitte Sie, Platz zu nehmen, obgleich ich nicht viel mit Ihnen zu sprechen habe; aber ich werde denn doch besser mit Ihnen sprechen, dünkt mir, wenn Sie sitzen."

„Heute, wie immer, meine vielgeliebte Lorenza," erwiederte Balsamo, „werde ich deinen Wünschen entsprechen."

Und er setzte sich in einen Lehnstuhl neben Lorenza, die auf einem Sofa saß.

„Mein Herr," sagte sie, Blicke von engelgleichem Ausdrucke auf Balsamo heftend, „ich habe Ihnen gerufen, um Sie um eine Gunst zu bitten."

„O! meine Lorenza," rief Balsamo immer entzückter aus, „Alles, was Du willst, sprich nur, Alles."

„Eine einzige Sache, aber ich sag's Ihnen zum voraus, ich wünsche diese Sache eifrig."

„Sprechen Sie, Lorenza, sprechen Sie, sollte es mir auch die Hälfte meines Vermögens, sollte es mir auch die Hälfte meines Lebens kosten."

„Es wird Ihnen sonst nichts kosten, mein Herr, als eine Minute Ihrer Zeit," antwortete die junge Frau.

Balsamo, über die ruhige Wendung höchst erfreut, welche das Gespräch nahm, entwarf sich bereits selbst, in Folge seiner lebhaften Einbildungskraft, ein Programm der Wünsche, welche Lorenza hegen mochte, und vorzüglich jener, die er erfüllen könnte.

„Sie wird mich," dachte er sich, „um irgend eine Magd oder Gefährtin ersuchen. Wohlan, dieses unermeßliche Opfer, weil es mein Geheimniß und meine Freunde compromittirt, werde ich bringen, denn das arme Kind ist in dieser Abgeschiedenheit sehr unglücklich."

„Sprechen Sie schnell, meine Lorenza," sagte er ganz laut mit einem liebevollen Lächeln.

„Mein Herr," versetzte sie, „Sie wissen, daß ich vor Traurigkeit und Langeweile vergehe."

Balsamo neigte den Kopf mit einem Seufzer als Zeichen der Beistimmung.

„Meine Jugend," fuhr Lorenza fort, „verwelkt; meine Tage sind ein langes Schluchzen, meine Nächte ein beständiger Schrecken. Ich altere in der Einsamkeit und Angst."

„Dieses Leben ist jenes, welches Sie sich bereiten, Lorenza," erwiederte Balsamo, „und es hing nicht von mir ab, daß dieses Leben, welches Sie sich so traurig schufen, von einer Königin beneidet würde."

„„Es mag seyn. Daher sehen Sie, daß ich zu Ihnen zurückkomme."

„Ich danke, Lorenza."

„Sie sind ein guter Christ, sagten Sie mir bisweilen, obgleich . . ."

„Obgleich Sie mich für eine verlorne Seele hielten, wollen Sie sagen. Ich vollende Ihren Gedanken, Lorenza."

„Halten Sie sich nur an das, was ich sagen werde, mein Herr, und vermuthen Sie nichts, ich bitte Sie."

„Fahren Sie also fort."

„Wohlan, anstatt mich in den Abgrund von Zornausbrüchen und Verzweiflung versinken zu lassen, gewähren Sie mir, da ich Ihnen zu nichts nützlich bin . . ."

Sie hielt ein, um Balsamo anzuschauen, aber bereits hatte er die Herrschaft über sich selbst wieder gewonnen, und sie begegnete nur einem kalten Blicke und einer gerunzelten Stirne. Sie beseelte sich bei diesem fast drohenden Blicke.

„Gewähren Sie mir," fuhr sie fort, „nicht die Freiheit, . . . ich weiß, daß ein Geheimniß Gottes, oder vielmehr Ihr Wille, der mir allmächtig scheint, mich zur

Gefangenschaft für die Dauer meines Lebens verdammt...; gewähren Sie mir, menschliche Antlitze zu sehen, den Klang einer andern Stimme zu vernehmen, als Ihrer Stimme, kurz, gewähren Sie mir, das Haus zu verlassen, zu gehen, mein Daseyn zu bethätigen."

„Ich hatte diesen Wunsch vorhergesehen, Lorenza," sagte Balsamo, indem er sie bei der Hand faßte, „und seit langer Zeit ist dieser Wunsch, wie Sie wissen, der meinige."

„Ah! dann..." rief Lorenza aus.

„Aber," fuhr Balsamo fort, „Sie selbst haben mich aufmerksam gemacht; als ein Verrückter, der ich war, und jeder Mensch, welcher liebt, ist verrückt, ließ ich Sie einen Theil meiner Geheimnisse in Wissenschaft und Politik durchschauen. Sie wissen, daß Althotas den Stein der Weisen gefunden hat, und das Lebenselixir sucht: so viel, die Wissenschaft betreffend.

„Sie wissen, daß wir, ich und meine Freunde, gegen die Monarchien dieser Welt conspiriren; so viel hinsichtlich der Politik. Das eine von diesen beiden Geheimnissen kann bewirken, daß ich als Zauberer verbrannt, das andere, daß ich, des Hochverrathes schuldig, gerädert werde. Nun aber haben Sie mir gedroht, Lorenza, Sie haben zu mir gesagt, daß Sie Alles auf der Welt versuchen würden, Ihre Freiheit wieder zu erhalten, und daß, wäre diese Freiheit einmal wieder errungen, der erste Gebrauch, den Sie davon machen würden, darin bestände, mich Herrn von Sartines zu denunziren. Haben Sie dieß gesagt?"

„Was wollen Sie! bisweilen ergrimme ich, und dann... Nun denn; dann werde ich verrückt."

„Sind Sie ruhig? Sind Sie jetzt verständig, Lorenza, und können wir plaudern?“

„Ich hoffe es.“

„Wenn ich Ihnen diese Freiheit wieder gebe, die Sie verlangen, werde ich an Ihnen eine ergebene und unterwürfige Frau, eine standhafte und sanfte Seele finden? Sie wissen, daß dieß mein heißester Wunsch ist Lorenza.“

Die junge Frau schwieg.

„Werden Sie mich endlich lieben?“ fragte Balsamo seufzend.

„Ich will nur versprechen, was ich halten kann,“ antwortete Lorenza; „weder die Liebe noch der Haß hangen von mir ab. Ich hoffe, daß Gott, zur Vergeltung des guten Benehmens von Ihrer Seite, zulassen wird, daß der Haß verschwinde, und die Liebe komme.“

„Ein solches Versprechen ist leider nicht genügend, Lorenza, um mich Ihnen anzuvertrauen. Ich bedarf eines unbedingten, heiligen Eides, dessen Bruch ein Sacrilegium ist, eines Eides, der Sie auf dieser Welt und in der andern bindet, der Ihren Tod in dieser nach sich zieht, und Ihre Verdammniß in jener.“

Lorenza schwieg.

„Wollen Sie diesen Eid leisten?“

Lorenza ließ ihren Kopf in ihre beiden Hände sinken, und ihr Busen hob sich unter dem Drucke entgegengesetzter Gefühle.

„Leisten Sie mir diesen Eid, Lorenza, so, wie ich Ihnen denselben vorsagen werde, mit der Feierlichkeit, womit ich ihn umgeben will, und Sie sind frei.“

„Was soll ich schwören, mein Herr?“

„Schwören Sie, daß niemals, unter keinem Vorwande, etwas von dem, was Sie hinsichtlich der Wissenschaft von Althotas erfuhren, über Ihre Lippen kommen wird."

„Ja, ich will dieß schwören."

„Schwören Sie, daß nichts von dem, was bezüglich meiner politischen Verbindungen zu Ihrer Kenntniß kam, jemals von Ihnen verbreitet wird."

„Auch dieß will ich schwören."

„Mit dem Eide und in der Form, die ich angeben werde."

„Ja; ist dieß Alles?"

„Nein, schwören Sie, und dieß ist die Hauptsache, Lorenza; denn die andern Eide betreffen nur mein Leben; an jenem, den ich Ihnen sagen werde, hangt mein Glück. Schwören Sie, daß Sie sich niemals, weder auf Anstiften eines fremden Willens, noch auf Antrieb Ihres eigenen Willens, von mir trennen werden, Lorenza. Schwören Sie, und Sie sind frei."

Die junge Frau schauderte, als hätte ein eisiger Stahl ihr Herz durchbohrt.

„Und unter welcher Form soll dieser Eid geleistet werden?"

„Wir werden miteinander in eine Kirche gehen, Lorenza, wir werden, mit der nämlichen Hostie miteinander das Abendmahl nehmen. Auf diese ganze Hostie werden Sie schwören, nie etwas in Bezug auf Althotas, nie etwas in Bezug auf meine Genossen zu offenbaren. Sie werden schwören, sich nie von mir zu trennen. Wir werden die Hostie entzweibrechen, und Jedes von uns wird

die Hälfte davon nehmen, bei Gott dem Herrn schwörend, Sie..., daß Sie mich nie verrathen werden, ich..., daß ich Sie immer glücklich machen werde."

„Nein," entgegnete Lorenza, „ein solcher Eid ist ein Sacrilegium."

„Ein Eid ist kein Sacrilegium, Lorenza," versetzte Balsamo traurig, „außer wenn man diesen Eid mit der Absicht leistet, ihn nicht zu halten."

„Ich werde diesen Eid nicht leisten," sagte Lorenza. „Ich würde mich allzusehr fürchten, meine Seele in's Verderben zu stürzen."

„Ich wiederhole es Ihnen," entgegnete Balsamo, „nicht dadurch, daß Sie ihn leisten, werden Sie Ihre Seele in's Verderben stürzen, sondern dadurch, daß Sie ihn brechen."

„Ich werde ihn nicht leisten."

„Dann gedulden Sie sich, Lorenza," versetzte Balsamo ohne Zorn, aber mit einer tiefen Traurigkeit.

Lorenza's Stirne verdüsterte sich, wie man eine blumenbedeckte Wiese sich verdüstern sieht, wenn eine Wolke zwischen ihr und dem Himmel vorüberschwebt.

„Sie schlagen es mir also ab," sagte sie.

„Nein, Lorenza, im Gegentheile, dieß thun Sie."

Ein nervöses Zucken verrieth die ganze Ungeduld, welche die junge Frau bei diesen Worten bewältigte.

„Vernehmen Sie, Lorenza," sprach Balsamo, „was ich für Sie thun kann, und dieß ist viel, glauben Sie mir."

„Sprechen Sie," entgegnete die junge Frau mit einem bittern Tone. „Lassen Sie hören, wie weit jene Großmuth sich erstrecken wird, auf welche Sie einen so hohen Werth setzen."

„Gott, der Zufall oder das Verhängniß, wie Sie wollen, Lorenza, haben uns durch unauflösbare Bande miteinander verbunden; versuchen wir also nicht, sie in diesem Leben zu brechen, da nur der Tod sie zerreißen kann."

„Ich weiß es wohl," äußerte Lorenza ungeduldig.

„Wohlan, in acht Tagen, Lorenza, was es mir auch kosten möge, und was ich auch dabei wage, indem ich das thue, was ich thue, werden Sie eine Gesellschafterin bekommen."

„Wo?" fragte sie.

„Hier."

„Hier!" rief sie aus, „hinter diesen Gitterstangen, hinter diesen unerbittlichen Thüren, hinter diesen ehernen Thüren, eine Kerkergefährtin! O! das ist nicht Ihr Ernst, mein Herr, dieß ist's nicht, um was ich Sie bitte."

„Lorenza, dennoch ist's Alles, was ich Ihnen gewähren kann."

Die junge Frau machte eine deutlichere Geberde der Ungeduld.

„Meine Freundin! Meine Freundin!" fuhr Balsamo mit Sanftheit fort, „überlegen Sie es wohl, zu Zweien werden Sie die Last dieses nothwendigen Unglückes leichter tragen."

„Sie täuschen sich, mein Herr; bisher hab' ich nur durch meinen eigenen Schmerz gelitten, und nicht durch den Schmerz eines Andern. Diese Prüfung fehlt mir, und ich begreife, daß Sie die Güte haben wollen, sie mir erdulden zu lassen. Ja, Sie werden mir ein Opfer beigeben, wie ich, das ich abmagern, erbleichen, vor Schmerz verkümmern sehen werde, wie ich, das ich an

diese Wand werde schlagen hören, wie ich es gethan, eine verhaßte Thüre, an der ich täglich tausendmal forsche, um zu erfahren, wo sie sich öffnet, wenn Sie Ihnen den Durchgang gewährt; und wenn das Opfer, meine Gesellschafterin, gleich mir, an dem Holze und dem Marmor ihre Nägel wird abgenützt haben, sie einzubrechen oder zu trennen; wenn sie, wie ich, ihre Augenlieder mit ihren Thränen wird abgenützt haben; wenn sie todt seyn wird, wie ich todt bin, und Sie zwei Leichen statt einer haben werden, dann werden Sie in Ihrer höllischen Güte sagen: „„Diese zwei Kinder ergötzen sich; sie leisten sich Gesellschaft; sie sind glücklich."" O! nein, nein, tausendmal nein!"

Und sie stampfte mit dem Fuße heftig auf den Boden. Balsamo versuchte wieder, sie zu beruhigen.

„Nun, Lorenza," sagte er, „seyen Sie sanft, ruhig; sprechen wir vernünftig darüber, ich bitte Sie inständig darum."

„Er verlangt Ruhe von mir, er verlangt Vernunft von mir; der Henker verlangt Sanftheit von dem armen Sünder, den er foltert, Ruhe von dem Unschuldigen, den er martert!"

„Ja, ich verlange Ruhe und Sanftheit von Ihnen; denn Ihre Zornausbrüche, Lorenza, ändern an unserm Geschicke nichts, sie machen es recht traurig, weiter nichts. Nehmen Sie an, was ich Ihnen biete, Lorenza, ich werde Ihnen eine Gesellschafterin geben, eine Gesellschafterin, welche die Sclaverei lieben wird, weil diese Sclaverei Ihre Freundschaft ihr wird gegeben haben. Sie werden kein trauriges, in Thränen zerflie-

ßendes Gesicht sehen, wie Sie es befürchten, sondern im Gegentheile ein Lächeln und eine Heiterkeit, die Ihre Stirne entrunzeln werden. Nun, meine gute Lorenza, nehmen Sie an, was ich Ihnen biete; denn, ich schwöre es Ihnen, ich kann Ihnen mehr nicht bieten."

„Das heißt, Sie werden eine gemiethete Person zu mir thun, zu welcher Sie werden gesagt haben, daß da oben eine Wahnsinnige sey, eine arme, kranke und zu sterben verurtheilte Frau; Sie werden die Krankheit erfinden; schließen Sie sich bei dieser Wahnsinnigen ein, zeigen Sie sich ergeben, und ich werde Ihre Mühen bezahlen, sobald die Wahnsinnige todt seyn wird."

„O! Lorenza, Lorenza," murmelte Balsamo.

„Nein, dieß ist's nicht, und ich täusche mich, nicht wahr?" fuhr Lorenza ironisch fort, „und ich errathe schlecht; was wollen Sie? ich bin so unwissend, ich kenne die Welt und das Herz der Welt so schlecht. Ja, ja, Sie werden zu dieser Frauensperson sagen: „„Wachen Sie, die Wahnsinnige ist gefährlich; setzen Sie mich von allen ihren Handlungen, von allen ihren Gedanken in Kenntniß; wachen Sie über ihr Leben, wachen Sie über ihren Schlaf;"" und Sie werden ihr Gold geben, so viel sie will; das Gold kostet Ihnen nichts, Sie machen ja Gold."

„Lorenza, Sie reden irre; um's Himmels willen Lorenza, lesen Sie besser in meinem Herzen. Ihnen eine Gesellschafterin geben, meine Freundin, heißt so große Interessen bloßstellen, daß Sie zittern würden, wenn Sie mich nicht haßten ... Ihnen eine Gesellschafterin geben, heißt, wie ich Ihnen sagte, meine

Sicherheit, meine Freiheit, mein Leben wagen, und dennoch wag' ich all das, um Ihnen einige Langeweile zu ersparen."

„Langeweile!" rief Lorenza, in jenes wilde und furchtbare Gelächter ausbrechend, welches Balsamo durchbebte. „Er nennt dieß Langeweile!"

„Wohlan, Schmerzen, ja, Sie haben Recht, Lorenza, es sind quälende Schmerzen. Ja, Lorenza; nun denn, ich wiederhole es Dir, habe Geduld, und ein Tag wird kommen, wo alle diese Schmerzen enden werden; ein Tag wird kommen, wo Du frei seyn wirst, ein Tag wird kommen, wo Du glücklich seyn wirst."

„Sagen Sie an, wollen Sie mir gestatten, in ein Kloster zu gehen? Ich würde die Gelübde darin ablegen."

„In ein Kloster?"

„Ich werde beten, ich werde zuerst für Sie, und dann für mich beten. Freilich werde ich eingesperrt seyn; ich werde einen Garten haben, Luft, Raum, einen Kirchhof, um zwischen den Gräbern zu lustwandeln, zum voraus die Stätte des meinigen suchend. Ich werde Gefährtinnen haben, unglücklich ob ihrem eigenen Unglücke, und nicht ob dem meinigen. Lassen Sie mich in ein Kloster gehen, und ich werde Ihnen alle Eide leisten, welche Sie verlangen. Ein Kloster, Balsamo, ein Kloster, ich bitte Sie darum mit gefalteten Händen!"

„Lorenza, Lorenza, wir können uns nicht trennen. Verbunden, verbunden, wir sind in dieser Welt verbunden, hören Sie wohl? Alles, was die Grenzen dieses Hauses überschreiten wird, verlangen Sie nicht von mir."

Und Balsamo sprach diese Worte mit einer so deutlichen, und zugleich in ihrer Unbedingtheit so entschiedenen Stimme aus, daß Lorenza nicht einmal einen weiteren Versuch wagte.

„Sie wollen also nicht?“ fragte sie niedergeschlagen.

„Ich kann nicht.“

„Ist dieß unwiderruflich?“

„Unwiderruflich, Lorenza.“

„Wohlan, sprechen wir von etwas Anderem,“ sagte sie lächelnd.

„O! meine gute Lorenza, lächeln Sie wieder, wieder so, und mit einem solchen Lächeln werden Sie mich dahin bringen, Alles zu thun, was Sie wollen.“

„Ja, nicht wahr, ich werde Sie dahin bringen, Alles zu thun, was ich will, wofern ich Alles thue, was Ihnen belieben wird. Wohlan, meinetwegen. Ich werde so sehr als möglich billig seyn.“

„Sprich, Lorenza, sprich!“

„Eben erst sagten Sie zu mir: „„Eines Tages, Lorenza, wirst Du nicht mehr leiden, eines Tages wirst Du frei seyn, eines Tages wirst Du glücklich seyn.““

„O! ich sagte es, und ich schwöre es bei Gott, daß ich diesen Tag mit der nämlichen Ungeduld erwarte, wie Du.“

„Wohlan, dieser Tag kann sogleich kommen, Balsamo,“ sagte die junge Frau mit einem liebkosenden Ausdrucke, den ihr Gatte nur während ihres Schlafes an ihr bemerkte. „Ich bin müde, sehen Sie, o! sehr müde; Sie werden dieß begreifen, ich bin noch so jung,

und habe schon so viel gelitten! Nun denn, mein Freund, — denn Sie sagten, daß Sie mein Freund sind, — hören Sie mich also an: geben Sie mir diesen glücklichen Tag sogleich."

„Ich höre Sie an," erwiederte Balsamo mit einer unbeschreiblichen Unruhe.

„Ich vollende meine Aeußerung durch die Bitte, die ich gleich bei dem Beginne an Sie hätte stellen sollen, Acharat." Die junge Frau bebte.

„Sprechen Sie, meine Freundin."

„Nun denn, ich habe oft bemerkt, wenn Sie Versuche an armen Thieren machten, und Sie zu mir sagten, daß diese Versuche für die Menschheit nothwendig seyen, daß Sie das Geheimniß des Todes besitzen, entweder durch einen Tropfen Gift, oder durch eine geöffnete Ader, daß dieser Tod sanft sey, daß dieser Tod mit der Schnelligkeit des Blitzes eintrete, und daß diese armen und unschuldigen Geschöpfe, gleich mir zu dem Unglücke der Gefangenschaft verdammt, auf der Stelle durch den Tod befreiet würden, die erste Wohlthat, welche sie seit ihrer Geburt empfingen. Nun denn ..."

Sie hielt erbleichend inne.

„Nun denn, Lorenza?" wiederholte Balsamo.

„Nun denn, was Sie bisweilen im Interesse der Wissenschaft armen Thieren gegenüber thun, thun Sie es mir gegenüber im Interesse der Menschlichkeit; thun Sie es für eine Freundin, die Sie aus ganzer Seele segnen wird, für eine Freundin, die Ihre Hände mit unbegrenzter Dankbarkeit küßen wird, wenn Sie ihr egwähren, um was sie Sie bittet. Thun Sie es, Bal-

samo, für mich, die ich zu Ihren Füßen liege, für mich, die ich Ihnen bei meinem letzten Hauche mehr Liebe und Freude verheiße, als Sie mein ganzes Leben hindurch in mir erzeugten; für mich, die ich Ihnen ein freimüthiges und wonnevolles Lächeln in dem Momente verspreche, da ich die Erde verlassen werde. Balsamo, bei dem Geiste Ihrer Mutter, bei dem Blute unsers Gottes, bei Allem, was es Süßes, Feierliches und Heiliges in der Welt der Lebendigen und in der Welt der Todten giebt, ... ich beschwöre Sie darum, tödten Sie mich! tödten Sie mich!"

„Lorenza!" rief Balsamo aus, in seine Arme die junge Frau schließend, welche bei den letzten Worten aufgestanden war, „Lorenza, Du bist von Sinnen; ich Dich tödten? Dich, meine Liebe, Dich, mein Leben!"

Lorenza machte sich mit einer heftigen Anstrengung aus Balsamo's Armen los, und sank auf die Knie.

„Ich werde nicht eher aufstehen," sagte sie, „bis Du mir meine Bitte gewährt hast. Tödte mich ohne Erschütterung, ohne Schmerz, ohne Todeskampf; gewähre mir diese Gunst, da Du sagst, daß Du mich liebst, mich in Schlaf zu versenken, wie Du mich oft in Schlaf versenkt hast; nur entzieh mir das Erwachen, es ist die Verzweiflung."

„Lorenza, meine Freundin," versetzte Balsamo, „mein Gott, sehen Sie denn nicht, daß Sie mir das Herz durchbohren. Wie! Sie sind in solchem Grade unglücklich? Nun, Lorenza, erholen Sie sich, geben Sie sich nicht der Verzweiflung hin. Ach! Sie hassen mich also sehr?"

„Ich hasse die Sclaverei, den Zwang, die Einsamkeit, und weil Sie es sind, der mich zur Sclavin, zur Unglücklichen und Einsamen macht, wohlan, ja, so hasse ich Sie.“

„Aber ich liebe Sie allzu sehr, um Sie sterben zu sehen, Lorenza; Sie werden also nicht sterben, und ich werde die schwierigste Cur von allen machen, die ich gemacht habe, Lorenza; ich will es dahin bringen, daß Sie das Leben lieben.“

„Nein, nein, unmöglich; Sie haben es bewirkt, daß ich den Tod liebe.“

„Lorenza, ich bitte Dich, meine Lorenza, ich verspreche Dir, daß in kurzer Zeit . . .“

„Den Tod oder das Leben,“ rief die junge Frau aus, die sich stufenweise mit ihrem Zorne berauschte. „Heute ist der letzte Tag; wollen Sie mir das Leben geben, nämlich die Freiheit, wollen Sie mir den Tod geben, das heißt: die Ruhe?“

„Das Leben, meine Lorenza, das Leben.“

„Die Freiheit also.“

Balsamo schwieg.

„Den Tod also, den süßen Tod, den Tod durch einen Trank, durch einen Nadelstich, den Tod während des Schlafes; die Ruhe! die Ruhe! die Ruhe!“

„Das Leben und die Geduld, Lorenza.“

Lorenza brach in ein schallendes, schreckliches Gelächter aus, sprang rückwärts, und zog aus ihrem Busen ein Messer mit feiner und scharfer Klinge, die wie ein Blitz in ihrer Hand funkelte. Balsamo stieß einen Schrei aus; aber es war zu spät: als er hinfuhr, als

er die Hand erreichte, hatte die Waffe bereits ihre Bahn zurückgelegt, und war auf Lorenza's Brust niedergesunken. Balsamo war vom Blitze geblendet worden, vom Anblicke des Blutes. Auch er stieß einen schrecklichen Schrei aus, und faßte Lorenza mitten um den Leib, griff nach der Waffe, die bereit war, zum zweitenmale niederzusinken, mitten in ihrem Schwunge, und faßte sie mit der ganzen Hand. Lorenza zog das Messer mit einer heftigen Anstrengung zurück, und die schneidende Klinge drang zwischen Balsamo's Finger. Das Blut spritzte aus seiner verwundeten Hand. Nun streckte Balsamo, anstatt den Kampf fortzusetzen, diese ganz blutende Hand gegen die junge Frau hin, und sagte mit einer unwiderstehlichen Stimme: „Schlafen Sie, Lorenza, schlafen Sie, ich will es."

Doch dießmal war die Aufregung so heftig, daß minder schnell, als gewöhnlich, gehorcht wurde.

„Nein, nein," murmelte Lorenza taumelnd, und indem sie sich wieder zu stechen suchte, „nein, ich werde nicht schlafen."

„Schlafen Sie, sag' ich Ihnen," rief Balsamo zum zweitenmal aus, einen Schritt sich ihr nähernd, „schlafen Sie, ich gebiete es Ihnen."

Dießmal war die Willenskraft bei Balsamo so stark, daß jeder Widerstand aufhören mußte; Lorenza seufzte, ließ das Messer fallen, taumelte, und rollte auf die Polster hin. Die Augen blieben offen, aber das düstere Feuer dieser Augen erblaßte stufenweise, und sie schlossen sich. Der Hals spannte sich ab, gekrampft, der Kopf neigte sich auf die Schulter, wie der Kopf

eines verwundeten Vogels; ein nervöses Beben durchrieselte ihren ganzen Leib. Lorenza war in Schlaf versenkt. Nun erst konnte Balsamo Lorenza's Kleidungsstücke wegschieben, und er untersuchte ihre Wunde, die ihm leicht schien; das Blut quoll jedoch reichlich aus ihr hervor. Balsamo drückte auf das Löwenauge, die Springfeder spielte, die Platte öffnete sich; dann machte er das Gegengewicht los, welches bewirkte, daß die Fallthüre des Althotas niederschwebte, stellte sich auf diese Fallthüre, und stieg in das Laboratorium des Greises hinauf.

„Ah! Du bist's, Acharat," sagte jener, immer noch in seinem Lehnstuhle, „Du weißt, daß ich in acht Tagen hundert Jahre alt werde. Du weißt, daß ich bis dorthin das Blut eines Kindes oder einer Jungfrau brauche."

Doch Balsamo hörte ihn nicht; er eilte zum Schranke, in welchem die magischen Salben sich befanden, ergriff eines von diesen Fläschchen, deren Wirksamkeit er so oft erprobt hatte; dann stellte er sich wieder auf die Falltreppe, stampfte mit dem Fuße, und schwebte wieder herab. Althotas ließ seinen Lehnstuhl bis zur Mündung der Fallthüre rollen, in der Absicht, ihn bei seinen Kleidern zu packen.

„Du hörest, Unglücklicher," sagte er zu ihm, „Du hörest, wenn ich in acht Tagen nicht ein Kind oder eine Jungfrau bekomme, um mein Elixir zu vollenden, so bin ich todt."

Balsamo kehrte sich um; die Augen des Greises schienen inmitten seines Gesichtes mit den unbeweglichen

Muskeln zu flammen; man hätte meinen mögen, daß nur die Augen lebten.

„Ja, ja," antwortete Balsamo, „ja, sey unbesorgt; man wird Dir geben, was Du verlangst."

Dann ließ er die Feder los, und die Fallthüre wieder emporsteigen, die so wie eine Verzierung in den Plafond sich einfügte. Hierauf rannte er in Lorenza's Zimmer, in welches er kaum wieder getreten war, als die von Fritz gezogene Schelle ertönte.

„Herr von Richelieu," murmelte Balsamo; „o! meiner Treue, er wird warten, mag er auch Herzog und Pair seyn!"

(Ende des eilften Theiles.)

In der v. Jenisch & Stage'schen Buchhandlung in Augsburg sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben

Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orleans.

Historischer Roman von Alexander Dumas.

Deutsch von Fr. Wilh. Bruckbräu.

8. geh. 15 ngr. od. 54 kr.

Mit wahrer Begeisterung hat der berühmte Verfasser die Geschichte der Retterin Frankreichs beschrieben. Sie wird mit hohem Interesse und tiefer Rührung gelesen werden.

Der Graf von Monte-Christo.

Roman von

Alexander Dumas.

Deutsch von Fr. Wilh. Bruckbräu.

15 Theile. 8. geh. 6 Rthlr. od. 10 fl. 30 kr.

Zum Ruhme dieses meisterhaften Werkes brauchen wir uns bloß auf den dasselbe auszeichnenden Correspondenzartikel in der Allgemeinen Zeitung vom 28. Dez. 1845 zu berufen, der die ganze deutsche Lesewelt zur höchsten Spannung electrisirte. Die äußerst wundersame Geschichte eines jungen Mannes, der von der Schwelle seines ersehnten Glückes schuldlos in die Nacht eines vermeintlich ewigen Kerkers geschleudert wurde, aus dem er durch die grauenvollste Kühnheit als ein Racheengel in ein Leben voll der außerordentlichsten Abenteuer zurückeilte, wird die gefühlvollen weiblichen Herzen und die mannhaftesten Gemüther mit fieberhaften Schaudern durchbeben.

Des Lebens Conflicte.

Roman

von Carit Etlar.

Aus dem Dänischen übersetzt von Fr. Mayer.

8. geh. 1 Rthlr. 7 ngr. oder 2 fl.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Memoiren eines Arztes

Bd.: 11

Augsburg (1848)

P.o.gall. 664 w-11/14
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10090622-4